

Gesammelte Werke

John Henry Mackay

John Henry Mackay

Gesammelte Werke

Bierter Band

Verlag

Leipzig

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

Erster Band:

Gedichte

Zweiter Band:

Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte

Dritter Band:

Kinder des Hochlands — Helene —
Sturm

Vierter Band:

Moderne Stoffe — Die Menschen
der Ehe

Fünfter Band:

Die letzte Pflicht und Albert Schnells
Untergang

Sechster Band:

Zwischen den Zielen

Siebenter Band:

Der Schwimmer

Achter Band:

Die Anarchisten

Diese Gesamt-Ausgabe wurde im Sommer des Jahres 1911 in der Buchdruckerei von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen in einer Auflage von 1200 Exemplaren gedruckt. Davon wurden 50 Exemplare auf handgeschöpftem van Gelder (in acht Ganzledebänden gebunden zu 120 Mark) abgezogen, die — handschriftlich vom Verfasser numeriert und signiert — nur direkt von dem Verlage Bernhard Zack in Treptow bei Berlin, Kieffholzstraße 186 zu beziehen sind.

LG
M153

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

In acht Bänden

Vierter Band:

Moderne Stoffe

Die Menschen der Ehe

556420
28.1.53

Treptow bei Berlin

Bernhard Jack's Verlag

1911

Moderne Stoffe

Zwei Berliner Geschichten

Die Menschen der Ehe

Schilderungen aus der kleinen Stadt

Von

John Henry Mackay

Treptow bei Berlin

Bernhard Jacks Verlag

1911

Die Geschichte der Stadt

von Johann Baptist

Die Geschichte der Stadt

von Johann Baptist

John Henry Mackay

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1911 by John Henry Mackay

Moderne Stoffe

Zwei Berliner Geschichten

Fürwahr, wir haben's herrlich weit gebracht!
„Zu Lebenshöhen hob uns unser Streben!“
So prahlen wir in hochmütstolzer Macht.
Doch wir vergessen, wie wir wirklich leben:
Das Leben eingezwängt in tausend Formen,
Die jedes menschlich-wahren Fühlens lachen —
Alles geregelt nach vermorschten Normen,
Rüstzeug der kleinen Geister und der Schwachen.

„Wahrheit und Freiheit, Licht und Menschenrechte!“
So lamentieren bis zum Überdruß
Tagtäglich wir und — bleiben mit Genuß
Was immer wir gewesen: feige Knechte! —

Die Kunst in ein Gewebe so verstrickt
Tönender, hohler Worte, daß das Wahre
In diesem Wust von Phrasen halb erstickt.
Nirgends die Wirklichkeit, die harte, klare! . .

„Die Kunst soll mit dem Leben uns versöhnen“,
Ist der Refrain. Wie wir uns selbst verhöhnen,
Das seh'n wir nicht! Und in das Elend laut,
Das höher, immer höher uns umstaut
Mit wilden Klagen, unsere Worte tönen:
„Fort! Wir sind Priester nur im Dienst des Schönen!“

O besser wär's, die Schönheit hätte nie
Mit ihrer Flügel Saum die Welt gestreift,
Als daß der Lüge Früchte sie gereift,
Aus der mehr Fluch, als Segen uns gedieh!

Und werden heut' wir vor die Wahl gestellt,
Daß Eins nur steh'n kann, wenn das Andere fällt,
Wir sprächen besser — fiel's uns noch so schwer:
„Fort mit der Schönheit, und die Wahrheit her!“

London, im Sommer 1887.

Existenzen

Allen Idealisten gewidmet

„Alle Versöhnung ist Lüge. Das Leben
versöhnt nie.“



Viele Tage sind darüber hingegangen. Aber unverändert stehen noch die mit ihm gemeinsam durchlebten Stunden vor mir. Und er selbst — sein seltsames Leben und seine Liebe. So stark war der Eindruck seiner Persönlichkeit, daß alles andere jener Zeit spurlos in meiner Erinnerung zusammengesunken ist. Vielleicht hat sie darum desto klarer festgehalten, was ich erzähle.

1.

Das zersekende, ruhlose Leben Berlins hatte mich mit seiner ganzen Gewalt ergriffen. Es zog mich fast allabendlich aus meinem Zimmer und hinunter in das Gewühl der Menschen. Und ich ließ mich gern zuweilen willenlos von ihm treiben.

An einem naßkalten Herbstabend schlenderte ich wieder einmal die lange Friedrichstraße in der Richtung von Süden nach Norden hinauf. Über den hohen Dächern lag ein dichter, feuchter Nebeldunst, der sich träge immer mehr und mehr senkte. Das Gas brannte trübe. Die Menschenmassen schoben sich noch schneller als gewöhnlich die lange Straßenflucht hinauf und hinunter; nur selten blieb Jemand vor dem trüb angelaufenen Schaufenster eines Ladens stehen. Ich ging ziemlich schnell über die Weidendammer Brücke, kreuzte die Elsässer Straße und bog dann in eine der nächsten Querstraßen ein, um einen Augenblick stehen bleiben und überlegen zu können, wohin eigentlich bei dem immer unangenehmer sich bemerkbar machenden Nebel. Da fiel mir an der gegenüberliegenden Straßenseite ein rotgrünes Licht, gleichsam meinen Wünschen entgegenkommend, in die Augen. Irgend ein Restaurant wahrscheinlich, in dem ich jedenfalls besser meine Pläne machen konnte, als hier auf

dem nassen Pflaster. Ich ging schnell hinüber und trat ein. Ich hatte mich geirrt. Es war eins der zahlreichen Café chantants, welche zu den unentbehrlichen Errungenschaften des modernen Berlins zu gehören scheinen. Hohes Gelächter, lautes Singen, erstickender Tabaksqualm schlugen mir entgegen. Ich setzte mich schnell an einen der vorderen Tische, wo ich noch einen freien Platz bemerkte; der Stuhl stand in einer Pfeilerecke, von der aus ich ungestört das ganze, ziemlich große Lokal übersehen konnte. Eine abgeblühte Kellnerin brachte mir Bier. Auf einer Art Bühne vor mir saßen etwa sechs Frauenzimmer in geschmacklosen, überladenen Toiletten, mit nackten Armen und Büsten. Die eine von ihnen hatte eben gesungen und trat nun zurück. Der Lärm, der sich erhob, wurde beängstigend.

Das Publikum klatschte, scharrte mit den Füßen, stieß mit Stöcken taktmäßig auf den Boden und schrie und brüllte in allen Tonlagen Beifall. Der Klavierspieler mußte von neuem beginnen, die Sängerin das Lied wiederholen. Sie leierte ohne jede Stimme ein bekanntes Lied aus einer modernen Operette niedrigster Art, welche gerade im Zentraltheater zum soundsovielsten Male gegeben wurde, ab.

Gelangweilt sah ich weg. Mein Blick begegnete fast nur den abgestumpften Zügen von „Kennern“, den brutalen von Studenten, den halb verblüfften, halb neugierigen einiger Fremden, die sich hierher verirrt hatten, und den sinnlich-lüsternen einiger alternder Roués — immer wiederkehrende Typen, von denen mir die letzteren am verhaßtesten waren. Da wurden meine

Augen plötzlich von den Zügen des Klavierspielers festgehalten.

Es war wieder eine Pause eingetreten. Er hatte sich auf seinem Stuhle umgedreht, um die Anwesenden zu mustern. Scharfe, durchlebte Züge. Aus dunklen Augen sah ein kalter, beobachtender Blick fest auf den einen oder andern. Was mich fesselte, war ein Ausdruck tief gefättigter Verachtung, welcher in diesen Augen lag. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Um den auffallend häßlichen Mund lag kein Zug von Hohn — alles hatte sich in die Augen geflüchtet, was an Haß und Verachtung in diesem Menschen lag. Da begegneten sich unsere Blicke, aber nur einen kurzen Augenblick. Dann — als ob es ihm unangenehm sei, von einem andern überhaupt beachtet zu werden — wandte er sich schnell wieder um und begann von neuem. Ich achtete auf sein Spiel. Es war gewandt. Mehr konnte ich aus der schon ungezählte Male vernommenen Begleitung nicht heraus hören.

Auf der Bühne begann eine andere der Sängerinnen. Mit ihr das Mitsingen, das Zurufen, der Lärm, und dazwischen das unerträgliche „Pst“-Rufen von allen Seiten. Eine trübe, dumpfe Atmosphäre lagerte über dem ganzen Ort, die jeden freieren Atemzug erstickte. An der Decke ballten sich dichte Rauchwolken. Die Hitze war fast unerträglich: eine brennende, aufregende, ungesunde Hitze. Ich wollte aufstehen, um fortzugehen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Ein alter Bekannter, den ich wohl seit länger als einem halben Jahre nicht gesehen hatte, stand vor mir und setzte sich jetzt lachend neben mich. Wir schüttelten uns die Hände.

Dann hörte ich seine behagliche, fette Stimme.

— Ich habe dich eben erst entdeckt. Du hast dich ja so in die Ecke gedrückt. Aber vor allem: wie kommst du überhaupt hierher?

Ich sagte es ihm.

Er lachte. „Nicht wahr, hier ist es fidel?“

— Nun — mäßig. Er begann mich zu langweilen. Aber ich fragte ihn doch weiter. „Und was machst du denn hier?“

Er zeigte auf eine der Sängerinnen.

— Sieh dir einmal die Kleine da an! Ich habe mit ihr ein Verhältnis und bin fast jeden Abend hier. Ich bringe sie gewöhnlich nach Haus. Du mußt mich nachher schon entschuldigen. —

Er blieb bei mir sitzen, trotzdem er vorher an seinem Tische mit Bekannten zusammen gewesen war. Ich bewunderte die fröhliche Unbefangeneheit, mit der er sich hier wie zu Hause fühlte. Fortwährend sah er nach seiner Kleinen, tauschte Blicke mit ihr und applaudierte, wenn sie gesungen hatte, mit seinen kräftigen Händen noch, als die anderen sich schon beruhigt hatten, so daß sie von neuem beginnen mußte. Das machte ihm dann viel Vergnügen. Dabei sprach er in seiner lauten Weise fort, daß ich unwillkürlich sitzen blieb und seinem Geschwätze zuhörte. Als die Sängerinnen ihre Plätze verlassen hatten, ging er mit seiner Geliebten nach Hause, nachdem er mich wiederholt um Entschuldigung gebeten hatte.

Da ich aber noch ein fast volles Glas vor mir stehen hatte, ließ ich den Saal um mich sich leeren und blieb noch in meiner Ecke sitzen. Der Klavierspieler

spielte den üblichen Schlußmarsch. Da überkam mich — ich weiß heute noch nicht weshalb — der Wunsch, mich mit diesem Menschen zu unterhalten, und in dem ganz natürlichen Glauben, daß es einem Manne seiner Stellung nur angenehm sein könne, von irgend jemand eingeladen zu werden, rief ich ihm, als er geendet hatte, zu, ob er Lust habe, noch ein Glas Bier mit mir zu trinken. Aber statt daß er sich zu mir setzte, hörte ich ihn einfach und ruhig sagen: „Ich muß danken, ich bleibe nie länger hier —“ und ehe ich ihm antworten konnte, hatte er mich höflich, aber kurz begrüßt und war hinausgegangen. Ich fand sein Benehmen seltsam. Aufforderungen dieser Art zu erhalten, mußte er gewohnt sein. Er war auch in der That nicht im mindesten überrascht gewesen. Was sollte also diese lächerliche Abweisung eines doch nur freundlich gemeinten Wunsches? Ich rief nach der Kellnerin und fragte sie, ob sie mir näheres über den Mann sagen könne.

— Ach, lassen Sie doch den, der ist ja verrückt. Das macht er mit allen so, und er kann sich doch nur freuen, wenn jemand ihn einladet. (Sie sagte einladet.)

Ich war ihrer Meinung. Über seine Person konnte sie mir nichts näheres sagen.

— Kommen Sie doch lieber noch ein bißchen mit nach hinten zu den schönen, jungen Damen und trinken Sie ein Glas Wein mit uns —

Aber ich dankte; ich kannte dies Glas Wein. Ich bezahlte und ging schnell nach Haus.

Auf dem Heimwege begann ein leichter Ärger sich in mir zu regen.

Über der langen Häuserflucht der Friedrichstraße lagen die Wolken in dunklen Streifen. Der Nebel hatte sich wieder gehoben. Aber die Feuchtigkeit in der Luft war geblieben. Ich trank ihre Kühle in tiefen Zügen, denn meine Lippen waren heiß und trocken.

*

In den nächsten Tagen war ich stark beschäftigt, und dachte kaum mehr an den vergangenen Abend. Aber als ich etwa vier Tage später um die neunte Abendstunde allein in dem Restaurant saß, in welchem ich zu Abend zu essen pflegte, tauchten ganz unvermittelt die scharfen Züge des Klavierspielers aus dem Tangel-Tangel vor mir auf. Ich sah seine verachtenden Augen wieder vor mir. Und ganz leise begann der Ärger über seine damalige Abweisung wieder an mir zu nagen. Dann ärgerte ich mich darüber, daß ich an eine solche gleichgültige Sache überhaupt dachte. Aber ich konnte mir dennoch nicht verhehlen, daß mein Unmut seinen Grund in einem gewissen Interesse hatte, welches mir dieser Mann wider Willen abgeloct hatte. Und dies Interesse war mehr als Neugierde — jetzt fühlte ich es ganz deutlich. Ich sprang auf und ging hinaus. Ich wollte in mein kaltes Zimmer und den Abend tüchtig arbeiten. Als ich mich am Café Bauer durch das Menschengewühl drängte und eben in die Friedrichstraße einbiegen wollte, hörte ich plötzlic neben mir wieder die laute, fröhliche Stimme meines Bekannten. Er faßte mich ohne weiteres unter den Arm und ging neben mir her. Jetzt hatte ich glücklich einen neuen Grund mich zu ärgern. Aber

er war so unbefangen, so zufrieden, so lebhaft, daß er mich doch in ein Gespräch hineinzog. Er stellte Frage auf Frage, und beantwortete sich dabei die meisten selbst.

Wir waren bei meiner Wohnung angelangt. Ich wollte mich verabschieden. Aber so leicht kam ich nicht los. Ich müsse zum mindesten noch einmal mit ihm die Friedrichstraße hinaufgehen; das Weitere werde sich finden. Das „Weitere“ war natürlich sein allabendlicher Aufenthaltsort, der für mich aber durchaus nichts Anziehendes besaß. Da kam mir plötzlicly der über seinem Gespräch vergessene Gedanke wieder und ich fragte ihn nach der Person des Klavierspielers, indem ich ihm von meinem Zusammentreffen mit demselben erzählte, was ich für nötig hielt.

Er wußte wirklich Auskunft. „Ich kann dir ein Pendant zu deinem Erlebnis liefern. Der gute Mann war früher nämlich Student in Kiel. Er hat dir den Beweis gegeben, daß er den Ton von dazumal auch bei seinem jetzigen, edlen Beruf noch für angebracht hält. Also was ich dir erzählen wollte: ein Freund von mir kommt eines Tages dahin, sieht ihn und erkennt ihn wieder. Nachher geht er auf ihn zu und fragt ihn ganz gemüthlich, ob er sich seiner nicht mehr erinnere? Da steht der andere auf, sieht meinen Freund an, sagt kurz „Nein“ —, läßt ihn stehen und geht weg. Wie findest du das? Wir haben natürlich darüber gelacht, denn wir machen durchaus keinen Anspruch auf nähere Bekanntschaft mit dem heruntergekommenen Menschen“.

Er lachte und verbreitete sich des längeren über verbummelte Studenten.

— Nun ging ich doch mit ihm.

Er setzte das auf Rechnung seiner Überredungskunst und ich ließ ihn gern bei seinem Glauben.

*

Nach zehn Minuten waren wir wieder in dem überfüllten, dunstig-heißen Raum. Am Klavier saß der frühere Student und spielte seine Begleitung herunter. Er sah sich nicht um. Wieder aber ergriff mich dies Gefühl eines ganz unerklärlichen Interesses für den fremden Menschen. Ich hätte lesen mögen, was diese Stirn dachte; wissen mögen, was diese Augen sprachen.

Wir saßen in derselben Nische, wie das letztemal. Mein Begleiter hatte sich schon mit seinem Frauenzimmer begrüßt. Alles war unverändert: das Publikum und was es zu hören und zu sehen bekam.

Wieder war es elf Uhr. Die Sängerinnen rafften ihre Noten zusammen und verließen die Bühne. Sie gingen nach hinten, die einen, um sich umzuziehen; die andern, um dort im Weinzimmer wüste Stunden mit denen zu verbringen, welche dumm genug waren, diese dem Wirt in schlechten Weinen und noch schlechterem Sekt mit teurem Gelde zu bezahlen. Ich blieb noch sitzen, obgleich mein Bekannter bereits mit seiner Geliebten gegangen war. Mich hielt noch etwas zurück. Aber ich wußte es nicht, was es war. Die Tische wurden allmählich leerer. Von den Lichtern verlöschte eins nach dem andern. Ich stand auf und griff nach

meinem Hute. Da stockte ich. Statt des gewohnten Marsches, dem unvermeidlichen, mit dem alle Konzerte in Berlin geschlossen werden, spielte der Klavierspieler heute eine einfache Weise, so einfach, so reizend, daß ich erstaunt zögerte und mich unwillkürlich wieder hinsetzte. Aber wieder packte mich der Ärger über den Spieler und mehr noch über den verlorenen Abend. Ich ging. Aber ehe ich noch die Tür erreicht hatte, stand der frühere Student neben mir und machte mir eine leichte Verbeugung. Ich sah erstaunt auf. Da hörte ich, wie er mit ruhiger Stimme sagte: „Mein Name ist Jordens. Sie waren so liebenswürdig, mich vor einigen Tagen um meine Gesellschaft zu bitten. Es sollte mir leid tun, wenn ich Sie durch meine Absage beleidigt hätte“ — und da ich sehr überrascht nicht gleich antwortete, fuhr er leise lächelnd fort: — „wenn ich Sie überhaupt beleidigen kann. Aber vielleicht würden Sie mir heute Abend, falls Sie nichts Besseres vorhaben, das Vergnügen machen, mit mir ein Glas Bier zu trinken?“ — Ich habe ihn daraufhin gewiß sehr befremdet angesehen. Jedenfalls antwortete ich ihm ruhig und höflich: „Gewiß, sehr gerne. Aber weshalb, wenn ich fragen darf, nahmen Sie dann mein Anerbieten nicht an?“ Wieder überflog das leichte Lächeln von vorhin seine Züge. „Verzeihen Sie, ich werde Ihnen nachher antworten. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir gehen.“ Er öffnete die Tür und ließ mich vorangehen.

Als wir auf der Straße standen, wandte er sich zu mir.

— Ich setze voraus, daß, wenn Sie dies Lokal —

er wies mit der Hand nach der eben verlassenen Thür zurück — besuchen, Sie vielleicht auch nichts dagegen haben, wenn ich Sie in mein Stammlokal führe. Es ist sehr klein und einfach, aber durchaus anständig. Ist es Ihnen recht? —

Ich verneigte mich höflich: „Bitte.“

Er wandte sich nach rechts und wir gingen schweigend die Straße hinab. Ich lachte innerlich: die Geschichte war entschieden nicht ohne Humor. Ich wollte stillschweigend abwarten, was kommen sollte.

Aber er ging ruhig und sicher neben mir her und machte keine Miene, ein Gespräch anzufangen. Wir gingen ziemlich schnell durch mehrere, mir ganz unbekannte Straßen in der Richtung nach Nordosten. Einen Augenblick überlegte ich, ob es nicht doch besser sei umzukehren. Aber dies Gefühl des Unheimlichen hatte andererseits einen solchen Reiz für mich, daß ich den Gedanken bald wieder aufgab und stetig neben ihm weiter ging.

Die Straßen wurden immer stiller und menschenleerer; die Häuserreihen immer niedriger. Sie schienen näher aneinander zu rücken.

Wir waren wohl zehn Minuten gegangen, ohne zu sprechen. Da tat sich eine kurze Sackgasse vor uns auf, in die mein Begleiter einbog. Am Ende derselben brannte ein trübes Licht. Wir stiegen mehrere, tief ausgetretene Steinstufen empor und standen in einem kleinen, aber ziemlich hohen Wirtsraum. Ein frischer Sandgeruch, wie von frischgeschauerten Dielen, mischte sich in die behagliche Wärme, welche uns entgegenströmte. Alles war einfach und bescheiden, aber von einer peinlichen Sauberkeit:

die drei alten, gelben Tische mit den braunen Rändern, die wenigen Stühle, das große Büffet und die kleine graue Frauengestalt, welche hinter demselben mit freundlichen Abendgruß auf uns zutrat und dem anderen die Hand gab. Als er ihrem offenbar erstaunten Blick, wen er denn da noch mitgebracht habe, nicht antwortete, brachte sie uns in alten Steinkrügen, die ich sehr liebe, Bier.

Wir setzten uns.

Man findet wenige derartige Lokalitäten in Berlin, öfters jedoch in kleineren, süddeutschen Städten. Ich war ungemein angemutet. Mein Begleiter schien es freudig zu bemerken. Er erzählte mir, er verbringe jeden Abend nach der Vorstellung eine oder zwei Stunden — oft auch noch mehr — hier. Meist sei er völlig ungestört. Auch heute waren wir allein. Die Alte hatte sich bescheiden hinter ihr Büffet zurückgezogen.

— Mit diesem Abend haben einfache, aber tiefgehende Erinnerungen für mich begonnen. Über wenig kurze Wochen reichen sie hin und kein Dritter nahm an ihnen teil. Wo mag er jetzt sein, mit dem ich so manchen Abend in diesen Wochen so gegenüber sitzend verbracht habe?

— Wir sprachen an diesem Abend über mancherlei. Über was, weiß ich kaum mehr. Es gehört auch nicht hierher. Aber nicht einmal im Laufe des Abends streifte unser lebhaftes Gespräch das Gebiet des Persönlichen, und als wir nach mehreren Stunden voneinander schieden — er brachte mich durch die fremden Straßen zur Friedrichstraße zurück — wußten wir so wenig voneinander, wie vorher, wo wir uns auf so seltsame Weise kennen gelernt hatten . . .

Er sprach, wenn ihn etwas interessierte, sehr lebhaft und schnell, aber immer mit einer gewissen Zurückhaltung. Als wir auseinander gingen, grüßten wir uns höflich, gaben uns aber nicht die Hand. Ein Wiedersehen wurde nicht zwischen uns verabredet. Indem ich nach Hause ging, fiel mir ein, daß er mir die Antwort auf meine Frage nach seiner überraschenden Einladung schuldig geblieben war. Da ich an diesem Abend sein Gast gewesen war, war nun die Reihe wieder an mir — und innerlich lachte ich über dies Wechselspiel.

*

So wäre es wohl bei diesem ersten und letzten Abend eines Beisammenseins geblieben, wenn ich nicht ein paar Tage später kurz vor elf einmal wieder jenes Gesangslokal aufgesucht hätte, in dem er allabendlich spielte. Er erwiderte in der Pause meinen Gruß höflich und war sichtlich erfreut, als ich ihn um elf Uhr fragte, ob wir nicht wieder in seinem Stammlokal eine Stunde verplaudern wollten.

Wir gingen sofort und waren bald in lebhaftem Gespräch. Seine Zurückhaltung verlor sich immer mehr und mehr; wir waren offener und freundlicher gegeneinander. Aber noch immer streifte das Gespräch an jedem Persönlichen vorüber, das ihn betreffen konnte. Dagegen nahm ich eine Gelegenheit wahr, ihm einiges aus meinem Leben mitzuteilen, nicht ohne den geheimen Wunsch, eine gleiche Offenheit bei ihm damit zu wecken. Aber er ging darüber hinweg und ich blieb zu fest bei meinem Vorsatz, durch keine irgendwie wißbegierige Frage ihn zu einer

Mitteilung zu veranlassen, welche er mir nicht ganz aus freien Stücken machen wollte. So ging auch dieser zweite Abend vorüber, ohne mich dem Rätsel dieses Lebens näher zu bringen.

*

Es ist mir später oft interessant gewesen, mich des Urteils zu erinnern, welches ich mir nach diesen beiden Abenden über ihn bildete, nachdem ich ihn verlassen hatte. Ich konnte mir nicht zusammenreimen, wie ein Mensch von seiner Bildung eine solche Stellung bekleiden konnte. Mit seinen Ansichten stimmte es offenbar überein: denn ich hatte ihn schrankenlos frei in seinen Urteilen, und durchaus selbständig gefunden. Ein tieferes Eingehen auf irgendeine allgemeine Frage vermied er absichtlich — es lag ihm offenbar nicht das geringste daran, mich zu irgendeiner seiner Anschauungen bekehren zu wollen, wenn es ihm auch ganz interessant zu sein schien, die meinen genau kennen zu lernen. Er wollte sich offenbar ein Bild meiner Person machen. Nur so wenigstens erklärte ich mir das Hinlenken auf einige ganz allgemeine Punkte. Aber nicht etwa, daß er, so zurückhaltend er sonst war, irgend etwas in seinen Ansichten verhehlt hätte: er antwortete stets — immer unter schärfster Betonung seines Standpunktes, meist zügellos und herb in seinen Ausdrücken. Wir stimmten oft überein. Dann war es gut. Oft auch nicht. Dann blieb es einfach bei der Verschiedenheit der Ansichten, ohne den Versuch, sie ausgleichen zu wollen.

Er schien in bezug auf seine Person nur seinem eigenen Willen zu folgen. Jede Beeinflussung lehnte er

ab. Er lebte völlig vereinsamt und zurückgezogen — das einzige ihn betreffende, was er einmal flüchtig aussprach.

So dachte ich in diesen ersten Tagen über ihn. Ich suchte außergewöhnliche, seltsame Lebensschicksale bei ihm. Anders wollte ich es mir nicht erklären, daß eine so starke Natur in solche Bahnen geschleudert werden konnte. Ich irrte mich fast in allem. Er hatte sich so völlig frei entwickelt, war so nur seiner innersten Natur gefolgt, wie es heute nur wenige Menschen können und dürfen.

In seinem äußeren Wesen lag eine Bornehmheit, welche ihn hoch über den Kreis hob, in welchem sich sein Leben jetzt abspielte. Von Verkommenheit konnte nicht die Rede sein; namenlos gleichgültig mochte er wohl in manchen Fragen sein, die für viele Menschen das Wichtigste im Leben sind.

*

Wie ich ihn näher und später völlig kennen lernte — und dann, was er mir erzählte: wie er war und wurde — davon jetzt.

Am liebsten hätte ich ihn schon am folgenden Abend wiedergehoben. Aber wer folgt heute noch einzig nur der Eingebung seines Gefühles? Wir sind vorsichtig gegeneinander geworden, und fragen uns zuvörderst: Was wird der andre dazu sagen? — Es vergingen also einige Tage. Da ich aber keine Lust mehr hatte ihn bei der Ausübung seines Berufes zu sehen, und ich ihn noch so wenig kannte, daß ich glaubte, es möchte ihm auch vielleicht nicht sehr angenehm sein, wenn ich ihn oft dort im Langel-Langel sähe, so ging ich direkt nach unserer kleinen Kneipe. Es war noch nicht elf Uhr, und er war also noch nicht da. Das Zimmer war wieder leer.

Ich wurde von der Alten schon wie ein halber Bekannter empfangen. Sie fragte sofort nach Jordens. Sie schien ungemein an ihm zu hängen, fast mit der Liebe einer Mutter. Er käme jeden Abend — sagte sie. Dann begann sie unaufgefordert, neben dem Tische stehend, von ihm zu sprechen. Ob er nicht ein prächtiger Mensch sei? — sie kenne ihn jetzt schon ein halbes Jahr — so lange sei es her, daß er jeden Abend zu ihr komme. Er sei immer freundlich, wenn er auch oft Abende lang gar nicht mit ihr spräche. Als ich sie fragte, ob er immer allein komme, sagte sie, ich sei überhaupt

der einzige, mit dem sie ihn zusammen gesehen hätte. Sie freute sich darüber, denn er hätte ihr immer leid getan, wenn er so einsam dasaße und sich um niemanden kümmere . . .

Da trat er ein. Er lachte, als er sah, wie die Alte mir so eifrig erzählte. Dann verneigte er sich vor mir, und setzte sich auf seinen gewohnten Platz, sagte aber kein Wort, daß er sich freue mich zu sehen.

— Lassen Sie sich nicht zuviel von der Mutter erzählen, sagte er dann. Ich antwortete ihm offen, daß wir von ihm gesprochen hätten.

— So. — Und dann wandte er sich zu der Alten, welche ihm sein Glas brachte: „Sie hätten auch etwas Besseres tun können.“ Sie fuhr zusammen und schwieg. Da wurde er sofort wieder freundlich und gab ihr die Hand. „Nicht traurig werden, Mutter. Ich weiß ja, Sie meinen es gut mit mir . . .“

Dann sah er mich an, kurz und scharf. In diesem Augenblick mußte ich meinen Vorsatz vergessen.

— Ist es Ihnen unangenehm, wenn ich weiß, daß Sie allein leben und mit niemand verkehren?

Er antwortete gleichmütig. „Gar nicht. Es ist mir völlig gleichgültig. Ich will Ihnen gern mehr von mir erzählen, natürlich nur, wenn es Sie interessiert.“ Und mehr zu sich gewendet fuhr er fort: „Es ist zu seltsam daß die wenigsten Menschen begreifen können, wie ein anderer seine eigenen Wege geht.“ Dann lachte er auf. „Nun, ich sehe ja, Sie machen sich keine Gewissensbißse, auch einmal mit einem Menschen unter ihrem Stande zu verkehren, wenn auch nur aus Neugierde“.

Es lag ein kaum merkbarer Hohn in seinen Worten. Aber ich fühlte ihn sofort heraus und sagte ziemlich scharf: „Ich verkehre mit Menschen jeden Standes, wenn sie mich interessieren. Ich dachte, Sie hätten gemerkt, daß es für mich kein Oben und Unten gibt“.

Er sah überrascht auf. Dann lachte er wieder.

— Nun ja, ich weiß, Sie tun, was Sie wollen. Und zum ersten Male reichte er mir mit einem seltsamen Blick über den Tisch hinüber die Hand.

*

Noch an diesem Abend erzählte er mir die Geschichte seiner Jugend.

— — — Ich habe meine Eltern beide nicht mehr gekannt. Bis zu meinem dreizehnten Jahre etwa lag meine Erziehung in den Händen einer älteren Dame, einer entfernten Verwandten meines Vaters. Wohin sollte ich auch sonst? Weitere Verwandte hatte ich nicht. Es lebte zwar noch ein Bruder meiner Mutter in irgendeinem Winkel Norddeutschlands, aber völlig von allem Leben zurückgezogen. Er war nach dem, was ich zuweilen von ihm hörte, eine bestgehaßte Persönlichkeit. Als ich in die Jahre kam, wo ich mich zu wehren lernte, und mich nicht mehr ganz so oft und ruhig durchprügeln ließ, griff die Alte zu dem Mittel, mir mit diesen alten Onkel zu drohen. Aber leider erreichte sie ihren Zweck durchaus nicht. Denn je mehr sie über ihn herzog, desto fester ward der Entschluß in mir, später diesen Onkel kennen zu lernen. Meine kindliche Phantasie übertrug mit der Zeit alle meine Sehnsucht auf ihn.

Es war ein wundervoller Sommermorgen. Ich hatte Ferien und nur den einen Wunsch, den ganzen Tag draußen im Freien zu liegen. So oft ich konnte, lief ich fort. Aber an diesem Morgen hatte die Alte mich erwischt. Ich sollte eine ganze Seite lateinischer Vokabeln lernen. Alles Sträuben half mir diesmal nichts. Sie brachte mich auf mein Zimmer und setzte mich vor mein Buch. Ich war wütend. Da draußen der hellste Sommermorgen. Eine Fülle von Lust und Leben strömte verlockend zu mir herein — und ich durfte nicht hinaus! Ich verbiß meinen Zorn, konnte aber nicht hindern, daß mir die dicken Tränen über die Backen liefen. Entzwischen konnte ich nicht, denn ich wußte ganz gut, daß mein Drache unter mir im Zimmer war und mich abgefangen und eingeschlossen hätte. Eingeschlossen zu werden aber war für mich die schrecklichste Strafe! Dann überfiel mich eine furchtbare Angst und ich war tagelang so verstört, daß die Alte nur selten zu diesem Zwangsmittel zu greifen wagte.

Ich hatte eben das gehakte, verabscheute Buch in die Ecke geworfen und wollte mich trotzig in mein Schicksal ergeben, da drang die gellende Stimme meiner Alten von unten zu mir herauf: — „Paul — Paul — komm herunter!“ Mit einem Satz war ich am Fenster. Die Alte streckte ihren Haubenkopf unter mir zum Fenster hinaus. Da ergriff ich in meinem Ärger ein Glas Wasser — und — patsch! schüttete ich ihr den ganzen Inhalt desselben über den Nacken. . . In demselben Augenblick war ich an der Thür und stürmte die Treppe hinunter. Aber da hörte ich aus dem Zimmer

in das Schreien der Alten hinein ein so dröhnendes Gelächter, daß ich unwillkürlich still stand. Da lachte jemand — dann konnte es nicht schlimm werden. Die Neugierde war stärker als die Furcht vor der Strafe. Ich öffnete leise die Thür, und sah im Zimmer einen fremden Herrn stehen, der aus vollem Halse lachte, während er die Alte abhielt, sich auf mich zu stürzen. „Komm herein, mein Junge, komm herein!“ — Dann lachte er wieder. Ich trat langsam ein und stellte mich halb hinter ihn. Nur mühsam suchte mein Drache sich zu beruhigen. Sie hatte offenbar großen Respekt vor dem Fremden. Der lachte noch immer. „Du bist ja ein famoser Bengel,“ sagte er und sah mich an. Da durchzuckte mich ein Gedanke. „Du bist mein Dufel!“ — „Ja, ich bin dein alter Dufel. Willst du mit mir kommen, mein Junge?“ Ich jubelte auf.

Wie oft haben wir beide später über diese ganze Szene gelacht. Ich habe sie Ihnen so genau erzählt, weil sie über mein Leben in gewissem Sinne entschieden hat, und dann, weil sie so außerordentlich charakteristisch für das ganze Wesen der Persönlichkeit ist, der ich alles verdanke — wenigstens das Schönste und Beste, was einem Menschen werden kann: eine glückliche Jugend, eine freie Erziehung, und Wahrheit über das Leben und gegen sich selbst.

Er nahm mich sofort mit sich. Dann haben wir zusammen gelebt, mehr als Freunde, wie als Erzieher und Zögling.

Er lebte völlig zurückgezogen in dem kleinen Orte. Mir ließ er in allen Stücken die größte Freiheit. Ich

konnte tun und lassen, was ich wollte. Nie hat er mich gestraft; nie habe ich eine Ermahnung von ihm gehört. Er hatte nur hier und da ein Wort feinen Spottes, welches tiefere Wirkung auf mich übte, als die längste Rede. Nur gegen jede Unwahrheit, und wäre es auch die kleinste, war er unnachsichtig. Er strafte mich auch da nicht, kümmerte sich aber dann tagelang nicht um mich, „denn,“ sagte er, „mit unwahren Menschen will ich nichts zu tun haben“.

Als ich in die Jahre kam, wo ich anfang, selbständig zu werden, nahm er offenbar ein größeres Interesse an mir. Ich habe oft später darüber nachgedacht und glaube bestimmt: ich war ihm ein Experiment, auf dessen Ausgang er neugierig wurde. Er zog mich öfters zu Fragen heran und wollte meine Meinung darüber hören. Unerbittlich war er gegen jede Unklarheit. Er mußte in seinem Leben, das in seiner Jugend wild und stürmisch gewesen war, viel erlebt haben, um gegen vieles einen solchen Haß eingesogen zu haben. Ich habe niemals Ideale gehabt — jene nebelhaften Bilder einer ungesunden Phantasie, welche nie mit den Erfordernissen des Lebens übereinstimmen. Überall zeigte er mir unter dem schönen Schein die nackte Wirklichkeit in ihrer Höhe und ihrem Elend, und meisterlich verstand er es, die innere Unwahrheit einer Sache mit einem scharfen Worte zu treffen und zu vernichten. Ich war damals wohl siebzehn Jahre alt, als jene unvergeßlichen Abendstunden für mich begannen, in denen er mit mir sprach, wie mit einem reifen Manne, immer an mein innerstes, gesundes Gefühl appellierend, immer an meinen noch durch keinen

Wußt angelernten Wissenframs getrübtten Geist. So ging mein Blick schon in jenen Jahren weit über die Grenzen meiner engen Umgebung hinaus.

Noch heute danke ich ihm über alles, daß er mir alles Kleine aus meiner Jugend entfernt, und alles Klare und Große schon früh nahe gerückt hat. Er hat mir nie von Gutem, Edlem, sondern immer nur von Wahrem gesprochen. Und so ist mir das Unglück erspart geblieben, in der Jugend mit schönen Worten gefüttert zu werden, und dann im späteren Leben haltlos und verblüfft dem Leben gegenüberzustehen und sehen zu müssen, daß es eigentlich gerade umgekehrt beschaffen ist, als man es uns in der Jugend gezeigt hat. Halten Sie das nicht für einen unendlichen Vorteil?

Sehen Sie, das ist meine Jugend gewesen. Ich habe Sie Ihnen geschildert in wenigen, groben Strichen. Aber Sie hätten ihn sehen müssen, den Mann mit den eisernen Zügen, dem scharfen, klugen Auge und der unerbittlichen Härte gegen alles, was unwahr war, dabei von einer geradezu großartigen Gerechtigkeit gegen alle Fehler und Schwächen.

Ich weiß nicht, was er sagen würde, wenn er sähe, was aus mir geworden ist. Wahrscheinlich gar nichts. Er ließe mich weiter gehen ohne ein Wort. Denn er wußte nur zu gut: ein freier Mensch kann nur dann glücklich werden, wenn er seinem Willen uneingeschränkt folgt. Und er wäre der letzte gewesen, der auch nur den Versuch einer Beeinflussung gemacht hätte.

Er starb, als ich zwanzig Jahre alt war — „gerade zur rechten Zeit“, wie er wenige Stunden vor seinem

Lode sagte. Ich stand neben ihm, als seine Augen brachen. Nach einmal sprach er, und ich werde seine letzten Worte nie vergessen, die vielleicht zum erstenmal einen direkten Rat für mich enthielten: „Gib nie dein Bestes den anderen preis! Es macht dich nur unglücklich. Glaube meiner Erfahrung. Und ich möchte wohl, daß du glücklich wirst.“ Dann starb er, wie er gelebt hatte — mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen, das selbst der Todeskampf nicht vermocht hatte zu verwischen. Ich war allein.

Erst lange nach dieser Stunde habe ich die Wahrheit seiner letzten Worte verstanden und nach ihnen gelebt. Vielleicht, daß ich einmal so töricht bin, sie zu vergessen. Einstweilen aber lebe ich für mich. Ich bin nicht ehrgeizig, und ein entsagendes Märtyrertum habe ich immer verlacht.

Aber lassen Sie mich nicht abkommen. Ich will Ihnen nichts über die nächsten Jahre sagen: ungebunden, selbständig und noch ernster als meine Jugend eigentlich war. Doch das Glück meines Lebens hat nie in Frohsinn und Heiterkeit gelegen. Ich war glücklich, wenn ich frei war. Jede Schranke — mein Unglück!

Dann kam ich nach Berlin. Vom ersten Tage an wußte ich, daß hier die neue Heimat meines ferneren Lebens sei, an die mich anklammern, die ich nie wieder verlassen würde. Hier war ich frei. Hier ging der Einzelne unter. Hier fielen für seinen Willen alle Schranken zusammen.

Hier war meine Zeit! Hier konnte der Einzelne seine

Bestes für sich behalten, ohne daß es ihm von anderen entrisfen und zerpfückt wurde.

Die letzten Träume haltloser Sehnsucht zerflatterten. Wo ich hinsah, trat ich in den Schmutz der Roheit und Gemeinheit des Lebens. Ich hatte ja keine schönen Worte, wie die anderen, um mich über die unzähligen trostlosen Wahrheiten mit einer Phrase hinwegzutauschen. Aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, es sei alles schmerzlos in mir gewesen. Mein Innerstes ist nie durch Kämpfe erschüttert, aber aus der schmerzlichen Bitterkeit, erweckt in mir aus den täglichen Bestätigungen all der Wahrheit, welche mir jahrelang von einem scharfen, erfahrenen Geist gelehrt war, entstand nichts anderes, als wieder Verachtung, und zuweilen auch ein Haß, der sich aber immer wieder vor dem Verstande verkroch.

In einer solchen Stunde stand ich vor einer Entscheidung. Mein Onkel hatte mir so viel Vermögen hinterlassen, um einige Jahre davon leben zu können. Das war nun aufgezehrt, und ich mußte ernstlich daran denken, mir einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Aber was sollte ich werden? Ich hätte meinem Leben vielleicht damals ein Ziel gesetzt, aber alles scheiterte an den Vorurteilen, von welchen ich mich umgeben sah, und an meinem nüchternen Urtheil. Da ich nie verstanden habe, wie man dem Phantom des Erfolges sein ganzes Leben opfern kann, scheiterten meine wenigen, flüchtigen Pläne an den Trümmern, in welche die meisten dieser „höheren“ Lebensläufe vor meinem Blicke zerfielen. — Nie hatte mein Leben bis dahin einen großen Schmerz, nie eine große Freude gehabt. Nie hatte ich jemand geliebt. Mein

Düffel hätte mich verlacht, wenn ich ihm mit dergleichen hätte kommen wollen. Sein Leben reichte weit über alles Persönliche hinaus, und dasselbe Denken erwartete er von mir. Nicht einmal ‚edel‘ genug war ich, um Zorn zu fühlen über meine eigene Schwäche. — Nur ein erbitterter Schmerz zuweilen — und dann wieder die Verachtung — die Verachtung . . .

Er schwieg. Ich hatte ihm fast atemlos zugehört. Seine Gedanken weilten in der Ferne, und er schien ganz vergessen zu haben, daß er sich selbst unterbrochen hatte und ich auf das Ende seiner Erzählung wartete.

Ich mußte ihn daran erinnern.

— Das Ende?! — Nun ja, hören Sie weiter. Ich weiß nicht, ob Sie die Stunden kennen, wie solche sich damals durch Wochen über mein Leben ausdehnten. Es ist, als breite sich über alle innere und äußere Welt ein trüber Schleier; alle Farben fließen in ein Bleigrau zusammen; alle Gefühle verebben, und der Wille sinkt sehnenlos in sich zusammen — nichts, nichts als trostlose, schreckliche Gleichgültigkeit gegen alle Menschen und am meisten gegen sich selbst. So war es damals mit mir. Was aus mir wurde, nicht eines Gedankens war es mir mehr wert. Ja, nicht einmal so viel Kraft hatte ich noch, um noch die Sehnsucht nach dem Tode zu fühlen.

Nichts fesselte mich mehr — keine Liebe, keine Hoffnung, kein Wunsch — —

Kennen Sie dies Gefühl nicht, werden, müssen Sie es kläglich, unmännlich, krankhaft nennen. Einerlei. Es war bei mir mehr als eine vorübergehende Stimmung, der wohl jeder einmal unterlegen ist.

Nach Wochen dieser tatenlosen Tage, von denen noch keiner mir einen festen Entschluß, nicht einmal den Gedanken an einen solchen gebracht hatte, trieb ich mich öfters an einem von den Orten herum, an welchen Sie mich kennen gelernt haben. Ich konnte da stundenlang sitzen: apathisch, gleichgültig und dabei doch alles sehend, was um mich her vorging. Dies ganze, fremde Leben übte eine gewisse Anziehungskraft auf mich aus. Hier stießen die Gegensätze fest aufeinander, über die ich nicht hinweg konnte. Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte ich den Pulsschlag eines regeren Lebens in mir, der mich aus der öden Leere der letzten Wochen aufzurütteln schien. —

Da trat eines Abends plötzlich in dem Gesang und Spiel eine Pause ein. Der Klavierspieler war unwohl geworden und mußte hinausgehen. Das Publikum schrie ungeduldig nach Fortsetzung. Der Besitzer des Lokals war in Verzweiflung.

Ich saß vorn, nahe am Klavier. Da überkam mich eine plötzliche, wilde Laune — ich sprang auf, setzte mich an das Klavier und spielte das unterbrochene Stück weiter. Das Frauenzimmer sang weiter, das Publikum lachte — und ich spielte den ganzen Abend. Es war in der That nichts, als eine absichtslose Laune. — Als der Abend zu Ende war, kam der Besitzer auf mich zu, dankte mir und gab mir — „für meine Mühe“, wie er sagte, „drei Mark“. Ich lachte, und überlegte eben, ob ich dem Menschen das Geld vor die Füße oder es einem der Frauenzimmer in den Schoß werfen sollte, als mir ein Gedanke kam — ich steckte das Geldstück ein, und

fragte, ob ich wiederkommen könne, um jeden Abend hier zu spielen. Es war gut.

Ich ging an diesem Abend mit ziemlich seltsamen Gedanken nach Hause. Aber ich nahm, was mir ein Zufall geboten hatte. Und von jenem Abend an bin ich wohlbestallter Klavierspieler — habe ein Einkommen, welches meinen kleinen Bedürfnissen genügt — und was mir mehr wert ist, den ganzen Tag über frei . . . Seit jenem Abend aber habe ich das Leben kennen gelernt — in all seiner Noheit, in all seinem Schmutz, und in all seiner Wahrheit, wie ich es wünschte! Und ich darf verachten, glauben Sie es mir!

— — Er schwieg, und ich wußte ihm nichts zu antworten. Aber er schien eine Antwort auch nicht zu erwarten. Unsere Gläser waren lange leer. Hinter dem Büfett schlief leise die Alte. Es war wieder alles lautlos still um uns. Da stand er auf und trat still, ohne die Alte zu wecken, hinter den Ausschank und füllte selbst unsere Krüge.

*

Wieder saßen wir schweigend einander gegenüber. Ich sah in sein Gesicht. Es war vollkommen unbewegt, nur um seinen Mund schien mir ein scharfer, bitterer Zug zu liegen, derselbe, der mir vor einigen Tagen, als ich ihn zuerst gesehen hatte, aufgefallen war.

— Wie lange sind Sie schon in dieser Beschäftigung? fragte ich dann.

— Fast ein Jahr. Aber ich bin natürlich nicht an demselben Orte geblieben. Ich will viel sehen, und wechsele daher zuweilen.

— Und lockt Sie denn nichts, fragte ich weiter, — dem Sie, wenn auch nur einen Teil Ihres Lebens widmen möchten?

— Nur mein eigenes Glück.

Aber wieder wußte ich nicht, ob es Wahrheit war, die aus diesen Worten sprach, oder der Hohn auf sich selbst. Er sprach noch weiter.

— Nein, mich lockt nichts. Nicht dies wahnsinnige Treiben zwischen äußeren Wünschen und tiefster Entsagung, an dem so viele zugrunde gehen. Und nicht jene behagliche Ruhe einer selbstgenügenden Zufriedenheit, welche sich übrigens keiner geben kann, sondern die man wiederum von seiner Natur mitbekommen haben muß. Dann ist sie allerdings vielleicht das Beste zum eigenen Glück.

— Und wie leben Sie jetzt? Ich war gespannt auf seine Antwort.

— Gleichgültig. Ich tue, was ich will. Ich lese viel, aber nur, was mir angenehm ist. Es ist sinnlos, sich an Dingen abzuquälen, welche keinen Nutzen für das eigene Glück haben.

— Aber vielleicht für das Anderer . . . warf ich ein.

Da lachte er, schneidend ungläubig. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der so wie er lachen konnte, — so schneidend, so verachtend, so herzlos, — und dann wieder so tief, so herzlich, mit einem Lachen, in das sich noch eine letzte Erinnerung an seine frohe Kindheit geflüchtet zu haben schien.

— Für die Anderen?! Wer sind die Anderen? Oder haben Sie vielleicht schon einmal einen Menschen ge-

sehen, der etwas für die Andern getan hätte, ohne daß diese ihn entweder ausgelacht, oder zu Tode gesteinigt hätten? — Das sind ja Redensarten und nichts weiter.

Wieder hatte ich ihm gegenüber ein erkältend-fremdes Gefühl, wie es mich zuweilen in der Gesellschaft überfällt, wenn ich sehe, wie mir jemand eine meisterhafte Komödie vorspielt, ohne daß ich imstande bin, ihm die Maske abzureißen. Ich schwieg verstimmt, und wäre am liebsten aufgestanden und hinausgegangen. Und doch mußte ich innerlich diesem schrankenlosen Mut eigener Meinung eine Bewunderung zollen, welche ich mir selbst nicht eingestehen wollte. Denn die Verachtung entsprang bei ihm nicht jener dummen Überhebung einsichtsloser Menschen — dazu war er zu scharfdenkend und flug; und auch nicht der ebenso törichten Einbildung, welcher so leicht bedeutende Menschen verfallen — dafür war er zu gleichgültig gegen sich selbst. Oder war er auch hierfür zu flug? Aber vielleicht einem großen, überwundenen Schmerze, der nichts anderes in ihm hinterlassen hatte, als diese Gleichgültigkeit. Ich wollte nicht glauben, daß allein seine Erziehung und sein Leben so alles in ihm ertödtet hatten. Wieder und wieder aber erschien er mir wie ein Rätsel, dessen Lösung ich immer ferner kam, je mehr er selbst mich ihr näher zu bringen schien.

Aber ich wollte mir Wahrheit über ihn erzwingen, und so sagte ich, nachdem einige Minuten verflossen waren:

— Ich kann Sie nicht verstehen; und wenn ich offen gegen Sie sein soll: ich kann auch keine Sympathie fühlen für ein Leben, wie Sie es führen.

Er hatte diese Antwort auf keinen Fall erwartet. Aber kein Zug seines Gesichts veränderte sich. Mit vollkommen gleichmütiger Stimme sagte er:

— Ja. Das kann ich mir denken. Sie fühlen eben nicht groß genug, um gerecht zu sein. Übrigens habe ich Ihre Sympathie weder erwartet noch gewünscht.

— So werden Sie bereuen, mir alles dies erzählt zu haben.

— Ich bereue nie etwas. Nur Schwächlinge bereuen.

Er warf den Rest seiner Zigarre fort und stand nachlässig auf.

— Wollen wir gehen? — Es ist spät geworden.

Wir weckten die Alte, bezahlten, und gingen, nachdem er ihr geholfen hatte, die Lampen auszulöschen.

Wir standen auf der Straße und er reichte mir die Hand. Aber ich mußte noch eine Frage stellen.

— So erkennen Sie überhaupt keine Pflichten gegen andere an?

— Nein, wozu denn? Wir haben lange genug immer nur Pflichten gegen andere gekannt, und darüber die vornehmsten gegen uns selbst vernachlässigt — werden wir uns endlich einmal über diese klar.

Ich wußte nun nichts mehr zu sagen, als: „Sie haben keine Liebe.“ Und mit mitleidloser Härte in der Stimme hörte ich ihn antworten: „Nein, ich habe keine Liebe.“

Und als wäre es ihm lästig, noch ein Wort zu sprechen, gab er mir noch einmal schnell die Hand und ging schnell von mir. Ich ging langsam durch die Straßen.

Über mir lag eine undurchdringliche Nacht, und die

Lichter kämpften mühsam gegen die Finsternis an. Ein kalter Wind wehte um die Straßenecken; in der Luft lag es wie Eis und Schnee. Der Winter mußte bald beginnen.

Mir war, als habe die Sonne nie geschienen. Ich konnte mich nicht mehr auf ihren Schein besinnen, so trübe und dunkel war alles um mich und in mir. Ich dachte an das arme Leben, welches sich selbst doch so reich zu sein dünkte. Aber ich konnte es nicht verstehen.

Als ich an dem Café chantant vorbei kam, in welchem er spielte, ging die Thür auf und vier Gestalten traten lärmend und lachend heraus auf die Straße — zwei Männer, und zwei von den Chansonetten, welche bis jetzt da drinnen gezecht hatten. Sie waren ziemlich betrunken. Ich ließ sie vor mir hergehen. An den Füßen der einen saßen noch die leichten, dünnen Schuhe, welche sie auf der Bühne getragen hatte, und das Kleid flatterte in dem scharfen Wind um die hellen Trikotstrümpfe. Sie lehnte sich müde an ihren Begleiter. Als wir in die Friedrichstraße einbogen, bestieg jedes der beiden Paare eine der dort haltenden Droschken. Ich hörte, was der eine dem Kutscher zurief, und sah daraus, wer es war: ein stadtbekannter Wüstling.

Ein unsägliches Erbarmen überkam mich — mit ihnen allen, mit Paul Jordens, mit mir selbst. Ich sah heute Abend alles anders, wie vorher. Aller Jammer war mir näher gerückt, aller Frohsinn in die Nacht getaucht.

Ich ging die Friedrichstraße hinunter, die ich so unzählige Male gegangen war — halb gleichgültig, halb

interessiert. Aber nie hatten mich solche Gefühle durchwogt, wie in dieser Nacht. Früher hatte ich über all dem Gewoge gestanden, heute war ich mitten drin in all seinem Elend.

Es war vielleicht zwei. Aber noch herrschte volles Leben, wie am Tage. Zum ersten Male begann ich Berlin zu verstehen . . .

Ich hörte, was sie zu mir sagten — die Weiber, die an mir vorüber gingen, aber zum ersten Male verstand ich ihre Worte. Ich hörte aus ihnen heraus, was in ihnen lag: die Frechheit, das Verlangen — der Jammer und die Not — die Angst vor dem kommenden Tage — und die Furcht und die Gier — die Scham — und die zuchtloseste Gemeinheit — —

Auf der Weidendammer Brücke engte sich das Leben am stärksten zusammen. Ich bog mich über den Rand der Brücke und sah hinunter in die trübe, schwarze Flut der Spree, welche hier schon so viel von dem Schmutze ihrer Stadt aufgenommen hatte, und doch träge und geduldig weiterfloß.

Und weiter. Der Stadtbahnhof lag ruhig. Aber unter den Linden war wieder das nächtliche Lichtmeer am Café Bauer. Hier kreuzten die Lebensadern sich in unverminderter Stärke. Und doch, auch hier: immer dasselbe Spiel des Lebens, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Ein Wechsel ohne Unterschied. Hier hatte die Nacht ihre Herrschaft verloren. Aber das blendende Leben war ohne innere Kraft. Es konnte reizen, aber nicht befriedigen; es war ein Leben, das vom Tode lebte.

Und weiter. Nach Hause. Und dort saß ich noch

lange in dem kalten Zimmer und dachte an ihn. Ich dachte an seine reiche Jugend und an sein armes Leben; an seine bewundernswerte Kraft, und seine verächtliche Schwäche. . . Wie war es möglich, so das eigene Leben hinabzuzerren, mit Füßen zu treten und doch wieder nichts als nur dessen Wert zu kennen? So allem Schönen erschlossen zu sein, und doch ihm den Rücken zu kehren, ohne jeden Anspruch auf die allgewöhnlichste Achtung aller anderen? Mit klarem Blicke mitten in den Schmutz hineinzutreten, und doch ihm mühelos ausweichen zu können? — Wohl konnte ich begreifen, wie er in einer Art wahnsinniger Laune, grenzenloser Verzweiflung oder kühlster Betrachtung einen solchen tollen Entschluß fassen konnte. Aber nicht, wie er darin ohne innersten Widerwillen verharren konnte.

Doch ich begann ihn zu verstehen, je länger ich über ihn nachdachte; zu ahnen, auf wessen Seite heute die Beschränktheit des Blickes, die Ungerechtigkeit des Urteils, die Kleinheit des Empfindens gewesen war.

Ich glaube, ich habe in dieser Nacht begonnen, gerecht zu werden.

Als ich am folgenden Abend — lange vor der ersten Stunde — in dem Café chantant war, und er mich sah, flog ein leichtes Lächeln über seine Züge. Ich ging in der ersten Pause auf ihn zu und begrüßte ihn. Aber er schien es nicht gern zu sehen, und wir verabredeten uns schnell, nach Schluß der Vorträge zusammen fortzugehen.

Ich sah an diesem Abend meine Umgebung mit ganz anderen Augen an, als sei ein Schleier zwischen ihr und mir gefallen. Ich suchte zu verstehen, und fühlte, wie es mir gelang. Aber es machte mich nicht fröhlicher, und als ich nachher Paul Jordens gegenüber saß — in der kleinen Kneipe — ließ ich mir lange und viel von ihm über das Leben und Treiben dieser Menschen erzählen. Er enthüllte Schicksale vor meinen Augen, die mir bis dahin so fremd gewesen waren, daß ich sie nicht einmal geahnt hatte. Und mehr und mehr begann ich in den nächsten Wochen, in denen uns mancher Abend so beisammen sah, auch ihn zu verstehen, und was es war, das ihn an diese Kreise band. Tiefer und tiefer sah ich in den Zwiespalt seiner merkwürdigen Natur hinein.

Die Wochen sind schnell vergangen. Er selbst hat

ihnen ein Ende gemacht, und ich weiß es jetzt, aus welchem Grunde. Er wollte nicht gekannt sein. Und als er mir an dem letzten dieser Abende die Geschichte seiner Liebe erzählt hatte, da kannte ich sein ganzes Leben. Bis dahin hatte er mich interessiert. Nun ich ihn zu lieben begann, habe ich ihn verloren.

— — Es war mitten im Winter. Wir trafen uns zwanglos wie immer. Eines Abends war er in besonders aufgeregter Stimmung. Seine ganze Verbitterung war in ihm wach geworden, und seine Stimme erklang schneidender noch, als sonst. Er sagte mir selbst, er werde immer mehr zu allem unfähig — die Tage verbringe er halb durchschlafend, (und das sei das beste), und halb in dumpfem Brüten; die Nächte durchwache er trinkend meist hier in der kleinen Aneipe.

Ich fand ihn verändert. Er fing an müde zu werden; wir hatten an manchem Abend fast stumm einander stundenlang gegenüber gefessen. Am Tage wollte er mich nicht sehen. Ich wußte nicht einmal, wo er wohnte. Er tat mir leid, aber ich hätte jedem anderen eher helfen können, als ihm. Dennoch lag in seiner ganzen Erscheinung noch immer nicht eine Spur des Heruntergekommenen. Er war wie immer sehr einfach, aber tadellos sauber gekleidet.

Aber in seiner Haltung war schon unbewußt jenes Übermaß des Widerwillens erkennbar, welches mich das Schlimmste für ihn fürchten ließ.

An diesem Abend nun war er so lebhaft, wie ich ihn seit langem nicht mehr gesehen hatte. Ihn be-

schäftigte offenbar ein Gedanke, zu welchem er immer wieder von unserem Gespräch absprang.

— Dann schien er sich plötzlich zusammenzunehmen, wie zu einem langgehegten Entschluß.

— Komm, sagte er, — wir standen schon lange auf Du miteinander — ich will dir noch etwas erzählen. Ich hatte es schon länger vor, aber grade heute sollst du es hören. Du sollst erfahren, daß ich auch einmal so etwas wie ein Herz in meiner Brust gefühlt habe, sonst glaubst du es doch nicht.

Damit stand er auf und ging zu der Alten hinter das Büfett.

— Sie können zu Bett gehen, Mutter, es kommt ja doch niemand mehr. Wir bleiben heute lange. Unser Bier holen wir uns heute selbst. Den Schlüssel bringe ich morgen früh — oder vielleicht sind wir dann auch noch da.

Als die Alte mit ihrem gewohnten freundlichen Gruß aus der Stube über den Sand geknirscht war, setzte er sich wieder zu mir. Es war lautlos stumm um uns. Die Haustür fiel ins Schloß und ich hörte wie die Alte den Schlüssel umdrehte. Dann begann er. Und wie erzählte er! Mitlebend — mitbelebend. — — So haben mich nie wieder Worte aus einem Menschenmunde gepackt. Nichts habe ich vergessen; ich möchte sagen, kein Wort.

*

— — Ich hatte einige Wochen gespielt, viel gesehen, was mir neu war, viel gehört, was ich bisher kaum für möglich gehalten hatte. Da erschien an einem

Freitag nachmittag auf der Probe eine neue Sängerin. Diese Proben wurden Nachmittags in dem halbhellen Saal abgehalten. Da versank aller Glitter des Abends vor dem grauen Licht des Tages, vor der grenzenlosen Nüchternheit, welche in dem leeren Raum und unter uns herrschte. Die Sangerinnen erschienen in ihren Straßenkleidern, unlustig und verschlafen. Aber wir waren doch unter uns, Menschen bei Menschen.

Die Sangerinnen wechselten alle Augenblicke, mit Ausnahme von einigen altstabilen, die an den Abenden resigniert den etwas solideren Hintergrund abgaben. So war es nichts Auffallendes, daß an jenem Nachmittag ein leer gewordener Platz von einer anderen ausgefüllt wurde. Aber schon als sie zum ersten Male sang, fesselte sie meine Aufmerksamkeit. Sie war noch ein Kind. Vielleicht noch nicht sechzehn Jahre — und doch schon eine gleichgültige Sicherheit, welche mir sagte, daß sie in ihren fünfzehn Jahren mehr erlebt haben mußte, wie zehn andere Frauen in ihrem fünfzigsten. Sie hatte keine Spur von Stimme. Die hat überhaupt keine einzige von diesen Sangerinnen. Aber eine solche geniale Natürlichkeit, eine solche packende Ausdrucksfähigkeit in Allem, was sie sang, daß es mich überraschte. Wann hatte ich mich jemals für einen fremden Menschen interessiert? Nie. Aber dies Kind mit seiner reizenden Unbefangenheit in seinem Wesen zwang mir Beachtung ab. Ich suchte nach Beendigung der Probe den Besitzer des Lokals auf. Sie wurde sofort engagiert. Als ich aber wieder hereinkam, war sie fort.

Am Abend sang sie zum erstenmal. Ich war gespannt

auf ihre Kostüme. Bei einer Frau sagen diese beinahe Alles. Sie hatte keinen Erfolg. Ich hatte es vorher gewußt und freute mich fast darüber.

— Er hielt inne und warf eine Photographie vor mich hin.

— Das ist sie.

Ich sah ein kleines, reizendes Gesicht mit unregelmäßigen Zügen, einem feinen Mund, und Augen voll Klugheit und Tiefe — einem Gesicht voll Leben, voll Ausdruck, und über ihm lag jener eigentümliche Duft, der manchen Zügen etwas so unerklärbar Anziehendes verleiht. Aber einem schärferen Auge sprach dieses jugendliche Gesicht auch von einer langen, langsamen Jugend voll Elend und Bitterkeit. Das Bild lebte und sprach. Es dauerte lange, ehe ich es ihm zurückgab. Es schien mir alles zu sagen, was er mir nicht sagen konnte, weil es Dinge gibt, über die überhaupt nie ein Mensch zum anderen spricht . . .

Dann antwortete ich ihm; aber es war nicht das, was ich sagen wollte.

— Sie ist nicht schön, aber anziehend — nicht unberührt — — *la beauté du diable* . . .

Da lachte er, schneidend und gellend.

— *La beauté du diable* — ja, das war sie! — Nicht unberührt — und ich sah den Zorn in seine Schläfe steigen — nicht unberührt? — Was verlangst du eigentlich von einem Mädchen, das seine Jugend hindurch durch den Schlamm des Lebens in seinen tiefsten Tiefen gezogen wird?! — Aber keusch war sie noch — hörst du, keusch war sie noch, als ich sie kennen lernte,

und daß sie das noch war, ist anbetungswürdig. Denn das wären hunderte und aberhunderte von den Mädchen aus deinen Ständen nicht mehr gewesen, wenn sie durch eine solche Jugend geschleift worden wären, wie dies Wesen!

— Das glaube ich dir gern. Ich wurde nun ebenfalls aufgeregt. „Oder glaubst du vielleicht, ich rechne den Zeitpunkt, bis zu dem ein Mädchen unberührt bleibt, von dem Augenblick an, in dem sie in den Armen eines Mannes liegt, einerlei ob sie diesem durch die Ehe verbunden ist oder nicht? Ich glaube, hier entscheidet doch nur die Natur?“

Er sah mich an, als ob ich ihm etwas gesagt hätte, woran er nie bisher gedacht.

— Oder die Liebe! fügte ich hinzu.

Aber da flog über sein Gesicht die alte Verachtung.

— Worte! Worte! — Er hatte ihr Bild wieder an sich genommen und schien unschlüssig, ob er weiter erzählen sollte oder nicht.

— Unberührt ist die Frau, die nie einem Manne eine größere Macht über sich eingeräumt hat, als sich selbst, glaube ich.

Er schwieg.

— Dann war sie immer keusch, so lange ich sie kannte, sagte er dann. Es war wie ein Aufatmen; und doch klang es aus seinen Worten heraus wie furchtbare Qual.

Ich wußte jetzt, daß er sie liebte. Darum bat ich ihn freundlich, mir weiter zu erzählen. Zum ersten Male

dauerte er mich. Dadurch gewann ich zum ersten Male eine Macht über ihn. —

Klar und ruhig, wie er begonnen hatte, fuhr er fort. Er verstand es meisterlich, sich zu beherrschen.

— — Sie war etwa vierzehn Tage schon in dem Café chantant, ohne daß wir mehr als einige kurze Worte, die sich auf die Vorträge bezogen, miteinander gewechselt hatten. Ich hatte mir vorgenommen, es mit ihr zu halten, wie mit den übrigen. Ich wollte allein sein und allein bleiben.

Da trat sie eines Abends zum erstenmal in dem Kostüm eines Schusterjungen auf und sang eines der urwüchsigten Couplets, wie sie so nur auf Berliner Boden entstehen können. Sie hatte mit demselben eigentlich zum erstenmal Erfolg. Ich hatte wieder meine helle Freude an ihrer genialen Urwüchsigkeit. Wie sie dastand, in der leinenen Jacke, ihrem kurzgeschnittenen Haar, die Hände in den Hosentaschen vergraben, mit der drastischen, drolligen Miene — so voller Leben und Frechheit, war sie der verkörperte Berliner Straßenjunge in all seiner dummdreisten Pfiffigkeit! Das war doch einmal etwas anderes, als das ewig langweilige „Komm herab, o Madonna Theresä“ — das damals an der Tagesordnung war, und das sogar meiner Gleichgültigkeit anfing zu viel zu werden.

Als ich nach Hause gehen wollte, — ich hatte noch mit dem Wirt gesprochen — stand sie vor der Thür, in ihrem einfachen Kleid, feck und herausfordernd, und dabei überlegen-gleichgültig. Ich wollte mit ein paar Worten vorbeigehen. Aber sie sagte plötzlch: „Was eilen Sie

denn so? Wir können doch einmal zusammen gehen.“ Sie sagte es, wie wir überhaupt zueinander sprachen, offen und absichtslos. Denn wenn wir unter uns sind, brauchen wir uns keine Maske vorzulegen, und sie ahnte sicher nicht, daß ich anders, als ein ganzes Leben, gelebt haben könnte, wie jetzt. Wir gingen also nebeneinander her, tranken noch eine Tasse Kaffee miteinander und unterhielten uns über das, was uns zunächst lag, ohne alle Nebenansicht, welche jedes Gespräch verzerrt, einfach und natürlich. Dann gaben wir uns die Hand und gingen nach Hause.

So lernten wir uns kennen. Sie hatte kein Verhältnis, an das sie gebunden gewesen wäre, wohnte bei einer Kollegin, und so kam es ganz von selbst, daß wir allmählich Abend für Abend zusammen nach Hause gingen, wenn sie nicht das ein oder andere Mal in dem Chantant bleiben mußte, weil sie von einem der Gäste eingeladen worden war. Wir sprachen immer nur zusammen, wie an jenem ersten Abend: wie Menschen, die in dieselben Lebensgleise geschleudert sind, ohne die Absicht einander zu gefallen. So war unser Beisammensein immer zwanglos und unbefangen. Unser Gespräch stockte nie, kurz — wir waren gute, liebe Kameraden, die sich prächtig verstanden. So hatte ich keine Gelegenheit, mir darüber klar zu werden, wie unentbehrlich sie mir allmählich wurde.

Mit der Zeit lernten wir natürlich auch unser gegenseitiges Leben kennen. Ich bin vielleicht der einzige gewesen, dem sie alles erzählt hat, was sie erlebte.

Eben weil ich ihr Freund, und nicht ihr Geliebter

war. Gegen diesen hätte sie nie so schrankenlos offen werden können. Hier hätte sie immer jene jeder Frau angeborene Koketterie, welche erwerben, festhalten, anziehen und fortstoßen will, abgehalten, gewisse Dinge zu sagen. Aber wir wußten nicht, daß wir uns gegenüber etwas zu gewinnen oder zu verlieren hatten. So erzählte sie mir alles, nicht an einem Abend, aber sie hat mich in alles unbewußt und rückhaltlos hineinblicken lassen, wie es gerade kam und wie ich es ebenso sie bei mir ließ . . . wir gewöhnten uns aneinander. — Und doch ist anders alles geworden! — Aber in jenen Wochen haben wir uns alles gesagt. Mit übermütigem Spott erzählte sie mir jeden Abend, wenn wir entweder ermüdet gleich nach Hause gingen, oder noch zusammen hier oder dort eine Stunde verbrachten, was sie gesehen und erlebt hatte. Sie verstand meisterhaft zu charakterisieren. Wie lachte sie über die dummen Männer, welche glaubten, mit ihrem schmutzigen Geld sei jedes Weib käuflich; über die Jammergestalten, welche jeden Abend in dem Tangel-Tangel herumlungerten und nachher nach Verdienst ausgebeutet wurden! Mit welcher Verachtung konnte sie von der rohen Gemeinheit sprechen, von der wir umgeben waren, und über der wir doch standen! Aber sie empfand trotzdem nie eine Sehnsucht nach etwas anderem, weil sie es nicht kannte — und ich? — nun ich empfinde sie noch heute nicht, denn es ist ja doch überall dasselbe. Bei Tage sahen wir uns selten. Sie kam ab und zu auf mein Zimmer, um mich zu der Vorstellung abzuholen, oder wenn sie sich allzu sehr langweilte, stöberte in meinen Büchern umher, und wir

schlenderten dann zusammen durch die Straßen — aber immer wie gute Freunde, die sich zufällig zusammengefunden haben und sich füreinander interessieren. Ich wußte nicht, daß jemals die Leidenschaft mich in diesen Wochen berührt hätte, einerlei ob sie bei mir oder nicht bei mir war. Ich lebte ruhig und gleichgültig fort. Ich wußte nicht, daß ich nur in ihr noch lebte. Gelangweilt haben wir uns nie zusammen. Sie war unglaublich interessant — in Allem, was sie tat und sprach, einzig originell. Ihr urwüchsiger Humor, den sie sich durch eine erbarmungswürdige Jugend errettet hatte, und meine Skepsis paßten zusammen . . . So gingen wir nebeneinander her. Das kann man nicht, wenn man sich liebt. Wenigstens nicht, so lange man jung ist. Unsere Unbefangtheit machte uns offen und rückhaltlos gegeneinander. Keiner dachte daran, daß eines Tages alles anders werden könnte . . .

Du siehst, ich kann mich von diesen Wochen nicht trennen. Aber sie sind so ziemlich das einzige, in das meine Erinnerung sich flüchten kann, aus all den letzten Jahren.

— An einem Abend hat mir Hedi erzählt, wie sie nach Berlin gekommen ist. Von ihrer allerersten Jugend wußte ich noch wenig; sie hat immer nur in Andeutungen von ihr gesprochen. Warum auch? Warum reden von einer Jugend ohne Liebe, ohne Licht und ohne alles, was sonst eine Jugend verschönt? Ein Theaterkind — am Tage bleigraues Elend, am Abend lügenhafter Flitter — unstät — heimatlos — — was sollte sie davon reden? Aus einer Hand in die andere geschleudert, behandelt,

nicht wie ein Mensch, nein, wie eine Waare, so war sie endlich nach Stettin gekommen, wo sie in einem Chantant angefangen hatte zu singen. Ihren Verdienst mußte sie einer Alten bringen. Sie trieb sich meist zwischen den Akrobaten, den Komikern, den aus allen Ständen zusammengewürfelten weiblichen Mitgliedern der Truppe umher. Die Geschäfte gingen schlecht. Bisher hatte sich keiner um sie gekümmert. Da erschien eines Abends ein junger Mensch hinter der Bühne, und machte sich an die eine der beiden Chansonetten heran, mit denen sie zusammen wohnte. Sie stand unbeachtet hinter einer Kulisse, und fing einige der halblaut geflüsterten Worte auf. So sah sie, wie sich das Weib etwas in die Hand drücken ließ.

Sie wußte alles — mit einem Schlage! Dort war über ihr Schicksal entschieden, wenn sie sich nicht wehrte. Sie kannte das alles — seit ihren ersten Tagen hatte sie derartiges vor Augen gehabt, täglich!

Sie war meist mit den anderen nach Hause gegangen; selten allein. Bisher war sie auf ihren Heimgängen unbelästigt geblieben.

In diesem Abend gesellte sich der junge Mann zu ihr, den sie vorher auf der Bühne gesehen hatte. Sie hatte es vorher gewußt, und ihren Plan zurecht gelegt. Sie ließ ihn ruhig neben sich hergehen und sich seine Redensarten ruhig gefallen. Als sie aber an ihrer Haustür waren und er sich mit hineindrängen wollte, stieß sie ihn plötzlich zurück, schlug die Türe zu und schob den Riegel vor. Dann lehnte sie sich an die Wand, um nicht umzufallen . . .

Sie hörte noch sein Bitten, sein Fluchen, sein Drohen . . . dann ging er.

Sie stieg die Treppe hinauf, und trat in die Zimmer, welche sie mit den anderen und der Alten bewohnte. In dem zweiten lag diese und schlief, wie unaufweckbar. Sie setzte sich hin und wartete — zwei lange Stunden auf die anderen. Sie kamen nicht. Natürlich; sie hatte auch das gewußt. Sie war verkauft. Alles war abgekartetes Spiel. Und war es heute nicht gelungen, so würde es das zweite oder drittemal unabweislich gelingen müssen. Sie wußte alles. Man wächst nicht umsonst unter Schande und Elend auf. Aber ihre Natur wollte um das Letzte wenigstens kämpfen.

Als sie länger als zwei Stunden in der Dunkelheit gewartet hatte, stand sie auf und nahm sich von dem Gelde aus der Schublade der Kommode so viel, als sie wußte, daß ihr Verdienst betrug. Dann ging sie — ohne sonst das geringste mitzunehmen — durch die leeren, dunklen Straßen, und blieb im Wartesaal des Bahnhofs, bis der Frühzug nach Berlin abging. Am Nachmittag desselben Tages war sie in Berlin am Stettiner Bahnhof.

Sie hatte in der großen Stadt nur eine Bekannte, mit der sie früher zusammen gespielt hatte, und von der sie wußte, daß sie in einem Spezialitäten-Theater im Osten Berlins sang. Sie ließ sich durch eine Droschke hinfahren. Keine Spur von Aufregung war an ihr bemerkbar. Ruhig wartete sie auch hier, bis die Vorstellung begann, in dem kleinen, gänzlich leeren Garten.

Zum erstenmal vielleicht in ihrem Leben war ihr

der Zufall günstig. Sie fand die Gesuchte, und einen Platz für die ersten Wochen auf derselben Bühne.

Dann kam sie zu uns, in der ersten Entwicklung ihres großen Talentes, welches nur ich kannte . . .

Er schwieg. Wir füllten uns unsere Gläser. Alles war um uns still. Ich hörte das leise Knistern der Lampen. Aber er fuhr fort, und seine Stimme wurde wieder wärmer und tiefer.

— Ich habe sie gekannt, wie sie nie ein Anderer kannte. Ich bin — ich muß es immer wiederholen — auch der einzige gewesen, der sie verstand, wohl weil nur ich mir die Mühe gab, sie zu verstehen. Für mich war es keine Mühe, nur Freude. Wenn wir uns geliebt hätten wäre diese Freude zu einer bangen Qual geworden. So trat sie nie meinen Wünschen entgegen. So töricht waren wir beide nicht, auch nur einmal daran zu denken, wir beide könnten zurück. Wir mußten weitergehen — immer hinunter — immer tiefer . . .

— Einmal muß es ja doch kommen, sagte Hedi eines Abends zu mir, als sie auf meinem Zimmer war, und Zigaretten rauchend in meinem alten Lehnstuhl lag — einmal ist es fertig mit unserer Kraft. Oder glaubst du, daß wir alt werden, Paul?

Ich konnte ihr nichts antworten. Da wurde sie böse. „Laß doch endlich deine langweiligen Bücher in Ruhe,“ rief sie und stampfte mit ihrem kleinen Fuß auf. „Wir müssen doch gleich fort.“

Ich stand auf und stellte mich lächelnd vor sie hin. Sie war entzückend, wie sie so dasaß. Aber ich war blind. Ich sah nur immer noch den guten Kameraden in ihr.

— Nächstens gehe ich zu Direktor S., und bitte ihn, dich Probe singen zu lassen. Dann kommst du aus dem Loch heraus.

— Und du?

— Ich bleibe in meinem Loch.

— Nein, dann mußt du mit.

— Vielleicht als Komiker?!

— Ach was, dann verdiene ich so viel, daß wir beide davon leben können.

— Du bist ein Phantast, Hedi.

— Ja, ich bin ein Kind, du alter Großpapa, lachte sie — ein Kind — und das bin ich doch eigentlich nie gewesen . . . Sie konnte zuweilen schwermütig werden, und ich suchte sie dann um jeden Preis aufzuheitern. Aber heute wollte es mir nicht gelingen.

— Doch Hedi, du bist immer ein Kind gewesen!

Sie sah mich an mit ihrem seltsamen, forschenden Blick, in dem etwas von jenem Mißtrauen lag, welches sie gegen jeden erfüllte. Sie hatte es sogar mir gegenüber noch nicht ganz verloren, und ich sah es oft, ganz unvermutet, bei ihr hervorbrechen, und stets, wenn ihr etwas Neues in den Weg trat.

Aber es schwand mir gegenüber auch sofort wieder.

— Gib mir noch eine Zigarette, Paul. Sie rauchte leidenschaftlich gern und viel.

Dann lehnte sie sich wieder zurück und wieder lag der Schatten der Schwermut über ihrem lieblichen, feinen Gesicht.

Ich stand noch immer vor ihr.

— Ja, wir führen ein jämmerliches Dasein, Paul.

Und wir können nicht heraus. Wir kommen nur immer tiefer hinein. Ich habe mich so lange gewehrt, so lange — aber einmal, da ist es doch zu Ende. Und wenn ich einmal gefallen bin — (und ein heißes Zucken ging über ihr Gesicht) — dann aber auch ordentlich! Dann muß es schnell zu Ende sein!

So hatte sie noch nie gesprochen.

— Meine kleine Hedi, du übertreibst. Du wirst noch einmal einem Mann seine liebe Frau.

— Paul, werde nicht albern! — Du lügst ja — schrie sie auf, — du lügst ja! Du weißt, wie elend wir alle sind, und du führst solche Reden!

Jede andere hätte geweint. Aber sie konnte nicht mehr weinen. Der Jammer ihrer Kindheit hatte alle ihre Tränen aufgesogen.

Sie warf ihre Zigarette fort und sprang auf.

— Laß uns gehen, sagte sie hart.

Als wir aber auf der Straße waren, hatte sie all ihren Leichtsinn und ihre Unverwüstlichkeit wieder, und „immer lustig, immer munter, denn die Hedi geht nicht unter“ — sang sie vor sich hin. Den Abend spielte sie, wie ich sie nie gesehen habe. Fortwährend kleidete sie sich um und ich mußte ihr ihre Lieblingsstücke spielen. Sie hatte Erfolg. Blumen auf Blumen wurden ihr zur Bühne hinaufgeworfen. Sie legte sie alle lächelnd beiseite. Ich fürchtete schon, sie würde heute Abend eingeladen. Aber es war Sommer, und da hat selten jemand Lust in der dumpfen Hinterstube noch stundenlang zu sitzen. So gingen wir um elf Uhr wieder die Friedrichstraße zusammen hinunter.

Sie war fieberhaft aufgeregert und sprach fortwährend. Es war ein heißer, schwüler Sommerabend, wie vor einem langen, schweren Gewitter. Die Häusermassen strömten eine dumpfe Hitze aus. Über ihnen lag ein dicker, zusammengeballter Staub, den man durch die schwere Luft niedersickern fühlte. Die Menschenmassen schoben sich nur langsam vorwärts. Alles war abge-spannt, müde, erschlaßt . . . Nur Hedi sprach unablässig, ohne eine Spur von Ermüdung. Sie war unverwundlich.

Ich war bedrückt, wie von einer dumpfen Angst, die ich mir nicht erklären konnte. Immer wieder mußte ich an ihre Worte von vorhin denken: — „wenn aber einmal, dann muß es auch schnell zu Ende sein“.

Wir kamen an einem großen Gebäude vorüber, dessen Türpfosten mit breiten, roten Zetteln beklebt waren. Da — wir waren schon einige Schritte weiter gegangen — stand Hedi plötzlich still.

— Das ist ein Tanzsalon. Höre, Paul, ich möchte heute Abend tanzen.

— Bei dieser Hitze, Hedi?

— Ja, ich will heute Abend mit dir tanzen. Wir wollen auch einmal fröhlich sein. Hast Du Geld bei Dir?

— Ein paar Mark . . .

— Die wollen wir vertun. Ich muß heute Abend etwas anstellen.

Wir drehten um, und traten in den großen, überfüllten Saal. Es herrschte eine unglaubliche Temperatur. Hedi hatte meinen Arm genommen, trat zu einem der nächsten Tische, und warf ihre Jacke und ihren Strohhut hin.

— Ein Walzer, Paul. Komm!

Damit zog sie mich in das Gedränge.

Wir tanzten zum erstenmal miteinander. Sie hatte es nie gelernt, tanzte aber wie eine Feder so leicht. Ich mußte einhalten, sonst hätte sie den ganzen langen Tanz in einer Tour durchgetanzt.

Wir setzten uns an unsern Tisch. Ihre Wangen glühten vor Lust. Sie war fröhlich, wie ein Kind . . .

Ich bestellte uns Bier; sie wollte keinen Wein. Da, als sie ihr Glas aufhob, und mir zunickte, sah ich eigentlich zum erstenmal, wie reizend sie war. Ihr glühendes Gesichtchen, so voll Lebenslust — und ich war es, der zuerst wieder daran erinnerte, daß wir tanzen wollten. Sie sprang fröhlich auf.

Als wir dann durch den Saal flogen, und ich ihre weiche, warme, wogende Brust an der meinen fühlte, ihre zarte Jugend in den Armen hielt — da fiel es mir wie ein Schleier von den Augen — und ich sah in ihr plötzlich das Weib, das liebedürstende, entzückende Weib. — — Eine heiße Röthe stieg in mein Gesicht, und ich wandte es ab, damit sie mich nicht sehen sollte.

Aber als der Tanz zu Ende war, und alles sich wieder in dichtem Anäuel zu den Tischen hindrängte, und ich in ihr Gesicht sah, sah ich ihre Augen auf mich geheftet, heiß, brennend, voll Liebe und Glück — und ich beugte mich nieder, und wir küßten uns zum erstenmal — unter all den Menschen, von denen keiner auf uns achtete, lange, lange und leidenschaftlich —

An diesem Abend ließ ich ihre Hand nicht mehr aus der meinen, wenn wir an unserm Tische saßen — ich

fühlte ihren Druck, und gab ihn zurück — und zum erstenmal in meinem Leben war ich in diesen Stunden wahrhaft glücklich! Aber wir sagten nichts zueinander . . . Es war uns beiden zu plözlich, zu unerwartet gekommen!

Jedoch wir tanzten jeden Tanz zusammen, und preßten uns aneinander, als wollten wir uns versichern, daß wir wirklich zusammen waren. Und wir küßten uns, und lachten, und die Stunden flogen uns hin wie der Wind — im Rausch der Liebe und des Glückes! — — —

Erst als der letzte Tanz beendet war, gingen wir. Eine mildkühle Luft wehte uns entgegen nach den heißen Stunden. Wir gingen schweigend durch die morgenstillen Straßen nach ihrer Wohnung. Aber ihr Arm ruhte fest in meinem. Wir wurden uns beide klar über das Vergangene, und schwiegen.

Sie sah zu Boden. So schritten wir schnell und stetig hin. Als ich vor ihrem Hause stand, nahm ich sie in meine Arme und küßte sie ohne Aufhören. Sie duldete es, aber ich fühlte, wie sie die Küsse nicht erwiderte. Dann flüsterte ich ihr Worte des Verlangens und der Liebe ins Ohr.

Aber sie sagte, und ich fühlte, wie sie mit sich kämpfte:
— Nein, Paul, nein — das nicht! Ich will nicht. Ich kann nicht! — Heute nicht — heute nicht . . . bat sie fast flehend.

Dann glitt ihre Hand aus der meinen und ich ließ sie allein hinein gehen.

Aber ich sah noch, wie sie mich anblickte voll Liebe und voll Schmerz.

Dann war ich allein.

Ich ging langsam und im Gefühl eines unendlichen Glücks nach Hause. Tausend Gedanken über unsere Zukunft flogen mir durch die Stirn. Ich war in wenigen Stunden ein anderer geworden. Es war das höchste Glück, was einem Menschen werden konnte: ich wußte, sie liebte mich! Sie würde mein werden — so oder so — ich wußte es. Ihr Sträuben heute Abend war ihr letzter Kampf gewesen . . . Und ich fühlte die Kraft in mir, zu bewirken, daß sie mein bleiben würde!

So stand die Zukunft vor mir, lachend und rosig, wie der Morgen, welcher blendend und rein über den Dächern Berlins emporstieg.

Ich habe selbst in den Stunden des neuen Tages an kein neues Leben gedacht — ich glaubte nur an ein neues, nie gefühltes Glück. Ich wußte, daß wir beide nicht mehr zurück konnten, und auch in diesen Stunden sagte mein Verstand mir unerbittlich und klar: nur für eine Spanne ist dies Glück. Ihr seid beide nicht danach geschaffen, ein Leben lang in Liebe und Frieden zusammenzuleben. Aber glücklich wirst du, und sie — dann ist es eines Tages zu Ende — — das Spiel ist aus!

Aber glücklich wollte ich werden, glücklich sollte sie werden! Wir wollten unsere Liebe genießen bis auf den letzten Zug! Und war ich nicht der Letzte, so wollte ich doch der Erste sein, der sie besaß, und der einzig bleiben, den sie liebte!

Aber leise stahl sich an jenem Tage in meine Entschlüsse die leise Scham jeder ersten Liebe, und legte

sich über sie wie ein leiser Staub, und als wir uns am Abend sahen, drückten wir uns zwar innig und verstehend die Hand, konnten aber beide kein Wort der Erklärung finden. Ich glaube, wir sind beide zum erstenmal in unserem Leben befangen gewesen. Sie sah den Abend nie zu mir hin, wenn sie wußte, daß ich vom Klavier aufblickte — aber doch fühlte ich zuweilen ihren Blick auf mir ruhen, und erhaschte ihn, wenn ich plößlich zu ihr auffah. Ihre Wangen waren von einer leisen Röthe bedeckt, und sie war aufgeregter, wie ich selbst. Wir sehnten uns beide nach unserm Glück, und fürchteten es beide. Ich sah, wie ihre kleinen Hände mit dem Tuche spielten, wie sie unsicher in ihrem Auftreten war. Ihre Stimme bebte leise, wenn sie sang. Sie war heute Abend schöner als jemals. Mir war, als sähe ich sie zum erstenmal — als hätte ich vorher immer nur eine andere gesehen, und nicht die, welche ich liebte . . .

Der qualvolle Abend war zu Ende. Ich saß noch auf meinem Platz und schlug einige Töne an, wartend, wartend . . .

Da kam sie endlich — aber nicht fertig zum Gehen — schnell aus dem Weinzimmer.

— Ich kann nicht fort, Paul. Es ist große Gesellschaft da. Wir sollen alle hier bleiben. Sie sind eben von hinten hereingekommen . . .

— Grade heute abend, Hedi? —

— Paul, es geht nicht anders. Wir sind ja Sklaven.

— Nein, wir sind keine Sklaven!

Da kam der Wirt herein und auf uns zu. .

— Weshalb kommen Sie dem nicht, Fräulein Hedwig? Die Herren warten. Allons!

Mit mir sprach der Mensch nie, außer das aller-
notwendigste.

— Fräulein Hedwig möchte heute Abend gleich nach Hause gehen, warf ich ein.

— Nein, das geht nicht. Kommen Sie! Dann ging er.

— Was soll ich tun, Paul? Wenn ich nicht hingeh, liegen wir morgen beide auf der Straße.

— Du kannst tun, was du willst, Hedi. Wir sind beide frei.

Da beugte sie sich zu mir nieder und küßte mich in dem dunkel und leer gewordenen großen Saal. Es lag wie ein Bangen auf ihr und mir. Es machte uns beide unsicher. So taten wir, was wir sonst nicht getan hätten: wir gaben nach.

Sie ging.

Aber sie sagte noch zu mir: „Ich komme morgen zu dir, Paul.“

Ich sah, wie sie in dem hinteren Zimmer verschwand. Dann stand ich auf und ging auch. Ich war müde und stumpf, und wollte schlafen. Die ungewohnte Angst war mir schrecklich.

Sophismen trösteten mich einige Zeit über den Weg nach Hause hinweg. Sie war so oft in der Gesellschaft gewesen; so bekannt waren ihr diese Orgien — sie trank niemals viel — konnte da irgend etwas vorkommen? Und dazu noch heute Abend? Sie würde sich so schnell wie möglich befreien und nach Hause gehen.

Ich war zu Hause. Eine feige, faule Sehnsucht nach

Schlaf lag auf mir. Ich ging zu Bett. Aber ich konnte nicht schlafen. Pldzlich sprang ich auf, warf mich in meine Kleider und eilte die Straßen hinab. Ich stand vor der Tür unseres Lokals. Sie war geschlossen. Ich wollte rütteln, zog aber im letzten Augenblick die Hand zurück. Wozu? — War ich denn wahnsinnig geworden? Was sollte ich sagen?

Ich lauschte. Gedämpft drang durch den langen Gang des Hauses aus dem hinteren Zimmer das wüste Lärmen zu mir.

Ich wurde ruhiger. Langsam ging ich von der Tür fort und in das nächste Restaurant. Es war zwei Uhr. Eine Stunde etwa saß ich ruhig. Dann aber packte mich pldzlich wieder die unerklärliche, schreckliche Angst. Ich sprang auf und eilte wieder zu der Tür. Aber soviel ich lauschen mochte, diesmal drang nichts zu mir . . . Ich hielt den Atem an vor Angst. Aber alles blieb still.

Da ging ich langsam fort. Auf den Straßen war es stiller geworden. Eine wunderbar-weiche Sommer-
nacht, mondhell und mild . . . Gefühle, von denen ich bisher nichts geahnt, die ich bisher verlacht hatte, be-
drängten mich: Angst, schmerzliche Sehnsucht, ungestüme
Liebe . . . So kam ich nach Hause in mein Zimmer. In jenen Stunden zum erstenmal habe ich ahnen gelernt, daß es nichts fürchterlicheres geben kann, als einsame, schlaflose Nächte! Meine Uhr lag vor mir. Mit eherner Gleichgültigkeit rückte der Zeiger vor. Ich wollte nichts als den Morgen — Gewißheit!

Es schlug fünf. Dann sechs . . . Mit der Klarheit des anbrechenden Tages wurde ich ruhiger. Hedi lag

längst zu Bett, sorglos und träumend — sie mußte nach Hause gekommen sein, wie immer.

Aber ich wollte es selbst nicht glauben.

Ich wollte zu ihr.

Da hörte ich, wie langsame, müde Schritte die Treppe herauf kamen. In jenen Minuten habe ich die furchtbarste Angst in meinem Leben ausgestanden . . . Ich stand am Fenster, wagte mich aber nicht zu rühren, und sah ihr nur entgegen. Eine Minute — aber in dieser Minute — welche Gedanken . . . dann, als sie klopfte, wußte ich schon alles — weshalb sollte sie sonst kommen! . . . — —

Sie stand in der Thür, den Hut in der Hand, unordentlich gekleidet, und sah mich mit großen, toten Augen an.

Ich wußte alles. Aber ich stieß doch hervor:

— Wo kommst du her?

Ich sah, sie wollte antworten. Aber sie konnte nicht. Ich wußte, bis dahin hatte sie gehofft. Als sie meine Stimme gehört, nicht mehr.

Da fragte ich noch einmal. Und plötzlich war ich, der ich immer gewesen war —: ruhig, und die Maske legte sich vor mein Gesicht, die ich immer trug.

— Nun, wo kommst du denn her? Was ist denn, daß du heute so früh kommst?

Sie antwortete. Mit deutlicher Ruhe kam es von ihren Lippen.

— Es ist vorbei! — Es ist alles vorbei! —

— Nein, Hedi, du irrst dich. Das war nur der Anfang.

Und mit einer brutalen Gemeinheit — es war eine Scheußlichkeit, ich weiß es — fügte ich hinzu, nicht höhnisch, nicht bitter, nein ganz ruhig:

— Nun aber gleich ordentlich, Hedi. Und mit einer Handbewegung nach meinem Bett hin: „Wollen wir vielleicht jetzt gleich — — die Fortsetzung —“

In meiner Hand ballte ich die Gardine zusammen. Ich fühlte die Schläge meines Herzens nicht mehr.

Einen Augenblick hatte ihr Blick, irr, auf mir gehaftet, war der Richtung meiner Hand gefolgt — sie verstand mich nicht — das Ungeheuerliche dieser Grausamkeit — dann schrie sie auf, nur einmal, kurz, aber furchtbar schmerzlich. Da stürzte ich auf sie zu. Aber sie wich zurück, mit großen, aufgerissenen Augen voll Entsetzen, daß ich zurücktaumelte. Und langsam wandte sie sich um und ging zur Thür. Ohne sich umzusehen, ging sie hinaus mit schleppendem, müdem Schritt zur Treppe, und hinunter, Stufe für Stufe, ohne einzuhalten, und schwächer und schwächer hörte ich ihre Schritte werden —

Da erst begriff ich, was vorgegangen war. Ich brach zusammen. — — —

— Er war still und sah mich an. Mir graute. Was er eben gesagt hatte — diese Szene —: „Das ist scheußlich“ — konnte ich nur sagen. „Sie hat dich geliebt — sie wurde entehrt; sie entehrte nicht sich selbst. Aber das hast du getan, indem du dein Leben so weggeworfen hast, in solchem Tagwerk.“ Es kochte in mir. Er war vielleicht etwas bleicher geworden. Aber mit voller Ruhe sagte er:

— Du kannst dir jede Bemerkung ersparen, brauchst

weder sie zu entschuldigen, noch mich anzuklagen. Ich habe zu büßen, und du weißt nicht, wie. Oder glaubst du, ich wüßte das alles nicht? Ich müßte nicht an dieser Stunde tragen, an meiner unsühnbaren Schuld, bis es auch mit mir zu Ende ist? Aber Rechenschaft wäre ich nur ihr schuldig!

— Du hast sie doch wieder gesehen?

— Nein, ich habe sie nie wieder gesehen!

— Das ist schrecklich!

— Das ist mehr als schrecklich. Es macht mich wahnsinnig. Weiter, weiter!

Er erzählte weiter, monoton und leiser.

— — — Ich lag halb besinnungslos stundenlang da. Allmählich nur kam mein Denken wieder. Ich ging zu ihr — mit einem Herzen voll Liebe und Reue. Natürlich — alles zu spät! Sie hatte ihre wenigen Sachen gepackt; fast nichts gesprochen, ihrer Wirtin das wenige bezahlt, was sie schuldig war, und war fortgefahren.

Dann ging ich zu einer der Sängerinnen, von der ich wußte, daß sie gegen Hedi immer am freundlichsten gewesen war. Sie war eben aufgestanden und lag auf ihrem Sofa. Von ihr erfuhr ich alles. Nun höre zu! Also sie erzählte. Sie seien alle eingeladen worden, am vergangenen Abend, von einer großen Anzahl Herren, die durch die Hintertür gekommen waren, weshalb ich sie nicht gesehen hatte. Neben Hedi habe sich ein alter, abgelebter, widerlicher Mensch gesetzt. Sie sei aufgeregt gewesen, habe mehr getrunken, als sonst, und sich auf jede Weise gegen den Menschen gewehrt. Aber es sei

aus der Kneiperei allmählich eine Orgie großen Stils geworden. Champagner — eine Batterie nach der anderen. Endlich seien sie alle zusammen aufgebrochen. Hedi sei, wie sie alle, ziemlich betrunken gewesen, und wie jede, mit ihrem Herrn fortgefahren. Wohin? — ja, das wisse sie nicht. Aber es sollte ihr leid tun, wenn „etwas passiert wäre“. Und so sagte sie teuig: „An uns anderen ist ja nichts zu verderben. Aber Hedi — wir hätten auf sie achten sollen — aber wir hatten alle so viel getrunken — und keiner wußte mehr, was eigentlich vorging.“ Dann suchte sie mich zu trösten. „Früher oder später hätte es ja doch kommen müssen — aber der Mensch sei so widerlich gewesen.“ Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich eilte hinaus. Nichts als der schrecklichste Haß in mir! Rächen — an irgend-einem Menschen! Ich ging in das Lokal und ließ den Wirt rufen. Als er kam schlug ich ihn in Gegenwart seiner Kellnerin in demselben Zimmer, welches noch die Spuren der Nacht aufwies, ins Gesicht, ohne ein Wort zu sagen. Dann ließ ich die schreienden Menschen hinter mir und ging nach Hause. Hätte ich den Verführer Hedis unter meinen Händen gehabt, ich hätte ihn erwürgt wie einen Hund! — —

— Große Schmerzen verleiten nie zum Selbstmord. Nur die Fülle von kleinen, oder die Aussicht auf diese. Ich lebe noch, wie du siehst — und ganz wie früher. Schon einige Tage danach — ich war in einen anderen Stadtteil gezogen — spielte ich in dem Lokal, in welchem ich jetzt noch bin.

Und wieder schwieg er.

Wie vor mich hin, flüsterte ich: „Und wo mag sie jetzt sein?“

Da drang mir sein gellendes Lachen ins Ohr: „Wo sie ist, meinst du? Ich kann es dir sagen: auf der Straße wahrscheinlich — vielleicht auch in einem Bordell — auf einer der letzten Stufen — da ist sie jetzt!“

Mir schauderte.

— Du glaubst, daß sie an jenem Abend zum erstenmal —

— Ich weiß es. Sie ist gefallen, weil sie besinnungslos war. — Du glaubst wohl, so etwas sei undenkbar? — Das kommt alle Tage vor. Und was ist denn auch daran? Eine mehr oder weniger. Einmal geht es ihnen allen so. Aber daß es grade diese sein mußte! Sie hat sich gewehrt, gewehrt wie eine Verzweifelte. Doch sie war aufgereggt grade an diesem Abend, sie sehnte sich nach mir — sie wollte ihre Liebe betäuben . . .

Unglücklich wären wir doch beide geworden. Aber wir wären dann doch einmal wenigstens beide ganz glücklich gewesen —

Und plöblich warf er sich mit dem Oberkörper über den Tisch hinüber, daß die Gläser umfielen, barg sein Gesicht in den Händen und stöhnte auf wie ein wildes Tier.

— Ich habe sie geliebt! — Ich habe sie geliebt! — Ich habe sie geliebt! wiederholte er dreimal fast schreiend. Es klang wie wahnsinnig durch die Stille um uns. Ich konnte es nicht mit ansehen und stand auf. Ich wußte mir nicht zu helfen und legte ihm nur leise meine Hand auf die Schulter.

Da fuhr er empor und sah mich an. Ich habe diesen Blick nie vergessen. Es lag mehr als Haß in ihm. Aber schnell veränderten sich seine Züge, wie ein Blitz. Er lachte auf, während noch immer der Schmerz um seine Lippen, um seine Augen lag.

— Aber was mache ich denn, lachte er auf. — Was ist denn los? — Fülle doch eben einmal die Krüge, willst du?

Ich tat es. Als ich an den Tisch zurückgekehrt war, hatten seine Züge den alten, müden, gleichgültigen Ausdruck angenommen. Ich sah aber doch, was in ihm vorging. Er bereute seine Offenheit.

Schweigend saßen wir uns noch einige Minuten gegenüber. Dann leerten wir unsere Gläser schnell und gingen. Auf der Wanduhr wies der Zeiger die vierte Morgenstunde. Ich suchte vergebens nach einem Wort, das ich ihm noch zuletzt sagen wollte: wie dankbar ich ihm für sein Vertrauen war. Aber ich fand es nicht. So stand ich wartend auf ihn, der die Haustür abschloß, und schweigend drückten wir uns die Hand und schieden voneinander.

Aber als er mich verlassen hatte, und ich langsam den Weg nach Haus durch die toten Straßen ging, überfiel mich eine solche Müdigkeit, daß ich stehen bleiben mußte und mich anlehnen. Ich war wie zerschlagen und fühlte erst jetzt, wie mich seine Erzählung erschüttert hatte. Als schwebte über mir — dicht über meinem Haupt — ein dunkles, abwendloses Geschick, das jeden Augenblick zermalmend auf mich niederfallen müsse, so war mir. Vor meinen flimmernden Augen flossen alle

Szenen, welche in der vergangenen Nacht vor mich hingestellt waren, ineinander — Hedi — Paul — und ich fühlte mich mit hineingezogen in die Kreise ihres verlorenen Lebens . . .

Noch in meine Träume reckten sie sich, düster und unabweisbar, und erst, als ich am Mittag erwachte, begannen sie, sich scharf von dem nüchtern-hellen Hintergrunde eines kalten Wintertages in meinem Denken abzuheben.

Den ganzen Tag über dachte ich nur an ihn. Er hatte mir sein Vertrauen geschenkt, und mir damit eine Pflicht auferlegt — die, auch gegen ihn wahr zu sein. Das wollte ich am Abend, wenn ich ihn wiedersah. Ich wollte versuchen, ihn einem Leben zu entreißen, welches seiner unwürdig war. Wie lächerlich ich ihm damit erscheinen mußte, daran dachte ich nicht mehr. Und als ob er ahne, was ich vorhatte, war das erste, was er zu mir sagte, als wir um elf Uhr — ich war erst ganz kurz vorher gekommen — vor der Thür des Tangel-Tangels standen und ich ihn fragte, ob wir in unsere Kneipe gehen wollten: „Es tut mir leid — ich möchte heute Abend früh zu Bett. Ich bin müder als sonst.“

— Ich hätte gerade heute Abend so gern noch mit dir gesprochen —

— Es ist wohl besser nicht. Was sollten wir uns denn noch sagen? antwortete er ruhig, und fügte freundlich hinzu, indem er dann sogleich das Gespräch auf eine entfernt liegende Sache wandte: — „Aber ich will dich noch gern ein Stück begleiten.“

So gingen wir dann nebeneinander her. Er hatte seinen Arm leicht in meinen gelegt, und wir sprachen über gleichgültige Dinge.

Als wir an der Elsässer Straße waren, stand er still.

— Willst du nicht den nächsten Omnibus benutzen?

— Weiter möchte ich nicht mit dir.

Wir standen noch einige Minuten zusammen. Dann kam der schwerfällige Wagen heran.

— Also auf morgen? fragte ich ihn schnell. Er antwortete nicht, trat aber noch mit mir zu dem Wagen heran, der eine kurze Minute hielt. Dann reichte er mir die Hand hinauf. Der Schein der Laterne fiel auf sein Gesicht. Ich sah, wie totenbleich es war.

— Bist du krank? fragte ich erschreckt, und wollte wieder herunterspringen.

Aber er drückte mich zurück und noch einmal, als schon der Wagen im Fahren war, hörte ich, wie er sagte:

— Leb' wohl. — Und vergiß mich!

Und bevor ich mir über den Sinn der Worte noch klar wurde, war er in dem Gewühl der Menschen verschwunden, hatte mich der Wagen schon eine ganze Strecke weit fortgetragen. Ich sprang ab und eilte ihm nach. Aber nur einige Schritte. Dann kehrte ich um und ging langsam die Friedrichstraße hinunter.

Ich wußte es jetzt, ich hatte ihn verloren. Ich kannte ihn. Das war es, was ihn von mir trennte. Er hatte sich hinreißen lassen, mir den Abend vorher sein Vertrauen zu schenken. Heute schon empfand er es als eine Bürde. Er fühlte sich beeinträchtigt in seiner freien Unabhängigkeit. So schüttelte er mich ab, wie er so vieles abgeschüttelt hatte. Der Gedanke schon beengte ihn, daß ich ihn kennen sollte, wie kein anderer. Er konnte es nicht ertragen, ohne Maske mit einem anderen zu leben.

Das war es. Das war alles.

Ich wußte es, als ich einige Tage darauf wieder in dem Lokal war — er war fortgeblieben seit jenem Abend. Dann ging ich in seine Kneipe — er war nicht mehr da gewesen. Ich sagte der Alten, er würde nie mehr kommen. „Er habe Abschied von ihr genommen,“ sagte sie, „schon am Morgen nach der Nacht . . .“ Seine Wohnung wußte auch sie nicht.

Ich wußte, er war nicht mehr in Berlin. Und dennoch habe ich ihn in den nächsten Wochen überall gesucht in einer kümmerlichen Hoffnung. Ich bin in allen Café chantants gewesen — in der Friedrichstraße in die ersten Stockwerke hinauf, und in den anderen Stadtteilen in die Keller hinabgestiegen; überall habe ich nach ihm gefragt — hier und da seine Spur, ihn selbst nie gefunden.

Nun, da ich begonnen hatte, ihn zu lieben, hatte ich ihn verloren. —

Die Einen streben immer nur hinauf zu den Höhen des Lebens, die Anderen immer nur hinunter. Aber diese sind es, die sich vertiefen, die ein ruheloser Trieb nicht zum Glück, aber zur Wahrheit führt. Von Paul Jordens habe ich zuerst gelernt, durch den Schleier schöner Worte hindurch die Wahrheit des Lebens zu sehen.

*

Glücklich ist nur der vertrauende Mensch. Paul Jordens aber ward unglücklich, weil er nie die Kraft — oder die Schwäche? — des Vertrauens besessen hatte, weder auf seine Nebenmenschen, noch auf das Leben; und auch nicht auf sich selbst. Er war nur wahr, und wollte nur wahr sein, und sein Streben ging dahin, es auf

die Weise zu werden, welche ihm von seiner Natur vorgeschrieben war. Diese Natur aber kannte nur Unerbittlichkeit und Härte, und nichts von all den tausend schönen, träumenden Lügen, in welche zu flüchten die Guten sich gewöhnt haben. So konnte er nicht gut werden. Aber ist ein reinwahrer Mensch nicht schon etwas so Seltenes, daß er um dessentwillen verdiente, geliebt zu werden? . . .

Reichste Reime — von Anfang an verzerrt; wuchernde Ranken — nie beschnitten; eine brachgelegte Kraft . . . Aber immer noch eine wirkliche Kraft der Persönlichkeit, wie ich wenigstens sie nie wieder so getroffen habe. Darin lag der Zauber seiner Natur: in diesem gänzlichen Beiseiteschieben jedes Fremden. So steht er noch immer vor mir.

Glücklich nur der vertrauende Mensch? — Es ist wohl so.

Aber woher sollte sein in Allem getauschtes Leben die Fähigkeit nehmen zu vertrauen? — Woher?

*

Ich habe Paul Jordens bis heute nicht wieder gesehen. Er wird gänzlich untergegangen sein in dem Wirrsal seiner trüben Tage. Ich denke mit Wehmut an ihn zurück.

Aber immer und immer wieder seit jener unvergessenen Nacht sah ich mit immer klarerem Auge um mich die ungeheure Gemeinheit alles Lebens, der von uns Allen kein einziger ganz entgehen kann, wenn er wirklich menschlich fühlt und menschlich handelt.

Nur eine Kellnerin

Allen Realisten gewidmet

„Die Nothheit des Lebens ist so groß,
daß wir nur versuchen können, sie
wahr zu schildern.“

Sie war wieder geschlagen worden. Sie haßte die Frau, welche es verstanden hatte, das Andenken an ihre tote Mutter so in ihrem Vater zu ertöten, daß dieser keine Augen mehr dafür hatte, wie sein einziges Kind behandelt wurde.

Als sie am Abend zusammensaßen, erklärte Karl, daß sie es nicht länger ertragen könne und am nächsten Tage fortgehen würde. Sie sagte es ruhig und klar, wie etwas, das sie schon lange mit sich herumgetragen, und von dem sie sich nun frei machte. Sie sah das Erschrecken des Vaters, und wie er nicht wagte, etwas zu antworten, bevor nicht die Alte gesprochen. Er hatte nur seine ängstlichen, trüben Augen auf sie geheftet.

Aber als diese nun anfing mit ihren Vorwürfen und ihrem Schelten, stand sie auf und ging hinaus auf ihr kleines Zimmer. Es mußte ein Ende gemacht werden! Sie fühlte, wie sie an diesem Leben zugrunde ging, langsam und sicher, und zwecklos. Und darum wollte sie ein Ende machen, bevor es zu spät war. Sie dachte wohl an ihren Vater, aber sie war selbst so elend, daß sie kein Mitleid mehr mit dem schwachen Mann fühlen konnte. Und was würde es ihnen beiden helfen, wenn sie noch einmal bliebe? Sie würden einige Wochen Ruhe

haben, oder auch nur einige Tage, und dann würde es von neuem wieder beginnen, dies unerträgliche Leben voll kleinlichem Ärger und voll Lieblosigkeit, und es würde immer schlimmer werden. Sie wußte es, es gab nur einen Ausweg.

Und darum verließ sie am andern Morgen das Haus, in welchem sie ihre ganze Jugend verlebt hatte.

1.

Mit der Stunde ihres Austritts aus dem kleinen Kreise ihrer unterdrückten Jugend, und der ihres Eintritts in eine neue, weite und fremde Welt begann für Carl Braun die Geschichte ihres Lebens. Sie ging nach Berlin. Halb in dem falschen Glauben, es müsse dort — wo so viele Menschen seien — leicht sein, sein Brot zu verdienen; halb in der Hoffnung, dort völlig allem entronnen zu sein, was ihre Jugend sie hassen gelehrt hatte.

Sie wurde Kellnerin in einem kleinen Lokal im Osten Berlins, in einem jener Stadtteile, in welche sich jene Massen der Menschen in hohe, dunkle Häuser zusammendrängen, welche eben genug zum Leben haben, die morgen verzehren, was sie heute verdient haben: kleine Beamtenfamilien, schlecht situierte Kaufleute, Handwerker, die es nicht verstanden, schnell und energisch die Wege zu betreten, welche die Errungenschaften der Neuzeit ihrem Berufe öffneten.

Im Winter liegen diese Straßen beständig in dem eintönigen, grauen Zwielficht, das sich auf die Gesichter all ihrer Bewohner gelagert hat, und diese so krank und farblos erscheinen läßt. Aber auch im Frühling hat es etwas beängstigendes, die hellen, breiten Fluten

des Sonnenlichtes an den einförmigen, endlosen Häuserreihen entlang gleiten zu sehen, über das ewig-schmutzige Pflaster, und an den blinden Scheiben hinauf. Kein Baum, kein Vogel; nur immer die gleiche dumpfe, erstickende Luft. An den Sonntagen fliehen die Menschen dann wohl hinaus, aber nur um bedrückter und freudloser zurückzukehren zu ihrem kleinlichen, endlosen Tagewerk. Selten erhebt einer die Blicke über die Dächer hinauf, wo ein farges Stück Himmel leuchtet.

In einer dieser Straßen lag die Aneipe, in welcher Marl Kellnerin wurde. Sie hatte keine andere Stellung finden können. So hatte sie sich von der Not in diese hineintreiben lassen. Sie fühlte sich in den ersten Tagen sehr fremd in ihrer neuen Umgebung. Aber sie war nicht umsonst eine Süddeutsche. Ihr leichter Sinn half ihr immer wieder über die Stunden hinweg, in denen sie nur mit Mühe ihre Tränen zurückhalten konnte. Sie war sehr unerfahren. Von den Männern dachte sie sehr gering. Die meisten, so glaubte sie, seien sehr schlecht, und auf nichts anderes bedacht, als ein junges Mädchen zu hintergehen und zu Fall zu bringen. Sie mochte darin auch nicht so ganz unrecht haben. Jedenfalls konnte ihr diese Ansicht bei ihrer neuen Stellung nicht schaden. Schlimm war aber, daß sie sich einbildete, einige Männer — ganz wenige nur! — seien dagegen sehr edel und gut, und ganz anders, wie alle die anderen. Es hatte davon so etwas in den wenigen Büchern gestanden, die sie gelesen hatte. Im übrigen aber war Marl ein sehr kluges und vernünftiges Mädchen, und gab sich selten unklaren Träumen hin. Sie hatte wenig

gelernt, und ihr Gesichtskreis war eng und beschränkt. Aber sie hatte etwas Festes und Bestimmtes in ihrem ganzen Wesen, und von Natur aus ein ziemlich richtiges Gefühl für Menschen und Dinge, und meist auch ein treffendes Urteil.

*

Drei Monate war Marl Braun nun schon Kellnerin in der Kneipe im Osten Berlins und sie hatte sich allmählich an alles gewöhnt, was ihre neue Stellung mit sich brachte: an die rohen Scherze, die zwei- oder unzweideutigen Redensarten der Gäste, die Grobheit des Wirtes — und noch immer war sie dem treu geblieben, was sie sich vorgenommen hatte —: sich mit keinem Manne einzulassen. Sie ging am Abend, wenn das Lokal geschlossen wurde, stets allein nach Hause, obwohl sie jeden Abend von neuem alle Klugheit und Festigkeit aufbieten mußte, um den Anträgen, sie nach Hause zu begleiten, Anträge, die oft in ganz gutem und freundlichem Sinne gemacht wurden, zu entgehen. Sie blieb an ihren freien Tagen bei ihrer alten Wirtin zu Hause und half dieser bei ihrer Wirtschaft, teils weil sie sich nicht in das Gewühl der fremden, großen Stadt allein getraute, und teils, weil sie fühlte, daß sie diese Tage der Ruhe nach den Anstrengungen der vorhergehenden sehr nötig hatte. Einmal war in das Restaurant eine Zeitlang ein Herr gekommen, der sichtlich ein tieferes Interesse an ihr nahm, und der ihr zu ihrem größten Erstaunen nach einigen Wochen einen reellen Heiratsantrag machte. Sie war zuerst sprachlos gewesen.

Aber da zu ihren „Idealen“ auch das gehörte — wie werden die jungen Damen der ‚höheren‘ Stände darüber lächeln, wenn ihnen ein boshafter Zufall dies Buch in die Hände spielen sollte! — nicht ohne Liebe zu heiraten, und sie für den seltsamen Menschen keine besondere Zuneigung fühlte, so schlug sie das Anerbieten aus, wenn es ihr auch zuerst geschienen, als müsse sie sich hineinflüchten in diese sichere Welt, welche sich ihr so unvermutet aufthat.

Der Mann war traurig aufgestanden und nicht wieder gekommen, Marl aber hatte schon am nächsten Tage ihre Fröhlichkeit wieder.

*

Es war zwischen zwei und drei Uhr nachmittags — in der „müden“ Stunde des Tages — und mitten im heißen Sommer. Die beiden Fenster und die Thür der Kneipe waren offen. Aber nur ein feiner, grauer Straßenstaub wurde von den glühenden Wogen der Hitze in das nicht hohe Zimmer getragen, keine Kühle. Der letzte Früh-
schoppengast war endlich gegangen. Die Wirtsleute schliefen; der Mann war überhaupt noch nicht aus dem Bette gekommen. Die zweite Kellnerin, Lenchen, hatte frei. Marl war allein. Ihre Arbeit war getan, und müde saß sie am offenen Fenster, die Hände lässig im Schoß.

Sie sah mit großen Augen vor sich hin, denn sie wollte wach bleiben, um nicht schlafend gefunden zu werden, wenn etwa ein Gast kommen sollte. Sie dachte daran, ob heute abend wohl Studenten kommen würden, denn

diese gaben immer ein Trinkgeld. Sie war auf Trinkgelder angewiesen. Der heutige Morgen war ein schlechter gewesen. Es waren zwar viele Gäste zu bedienen, aber keiner hatte an das Trinkgeld gedacht. Sie rechnete. Aber plöblich fiel ihr der unangenehme Bierdunst auf, der in dem Zimmer herrschte. Sie empfand wieder dasselbe Gefühl des Widerwillens, welches sie befallen hatte, als sie am ersten Tage hier war, das aber seitdem von der täglichen Gewohnheit völlig erstickt war. Sie wollte aufstehen. Aber sie war so müde in den Füßen, daß sie sitzen blieb.

Sie ließ ihren Blick auf der Wand haften, auf deren einer Hälfte grell und brennend der Sonnenschein lag, und sah wie abscheulich schmutzig die Tapete war. Dann blickte sie weiter in das Zimmer, und alles kam ihr noch gemeiner und häßlicher vor, als sonst — die gelbbraunen Tische, die gewöhnlichen Bilder an der Wand, der mit Zigarrenasche und halbverbrannten Streichhölzern besäte Fußboden; und es war ihr wieder, als müsse sie aufstehen und hinausgehen aus diesem elenden Leben.

Aber sie blieb sitzen. Es war ihr traurig zu Mute. Sie dachte seit den ersten Tagen in ihrer neuen Stellung in dem letzten Vierteljahr zum erstenmal wieder über sich nach. Und alles war ihr zuwider, woran sie denken mußte.

Wenn nur ein Gast käme —

Aber selbst auf der Straße war es fast leer. Nur zuweilen ging jemand langsam und müde unter dem Fenster vorbei, starr vor sich hin sehend, in der unerträglichen Glut.

Sie wollte nicht schlafen. Aber sie hatte ihren Vorsatz schon vergessen, und als sie ihre Augen schloß — nur einen Augenblick — übermannte sie plötzlich die Müdigkeit und sie schlief ein. Ihr Kopf neigte sich nach hinten und fiel leicht gegen den Fensterrahmen.

In dem Raum war alles still; nur die Fliegen trieben leise schwirrend ihr unverdrossenes Spiel.

— Um dieselbe Stunde ging der Referendar Hans Grüzmeyer durch die Straße. Er hatte in der Ostgegend der Stadt am Morgen einen Besuch gemacht, und war auf dem Wege nach Hause. Da er nie in dieser Gegend gewesen war, hatte er keinen Wagen genommen und schlenderte langsam die Straßen hinunter, dem Westen zu, wo er wohnte, indem er neugierig hierhin und dorthin sah, und fand, daß die Straßen alle gleich langweilig und öde waren. Hans Grüzmeyer hatte vor ein paar Tagen sein Referendareramen gemacht, und wollte sich nun noch ein paar Wochen in der Hauptstadt, in welcher er ein Jahr gewesen war, „amüsieren“, bevor er nach Hause reiste, um dort seine neue Würde zu betätigen.

Er sah trotz der Hitze vergnügt aus, da er in einer kleinen, heiteren Gesellschaft sehr gut zu Mittag gegessen hatte. Wer ihn so sah, in seinem eleganten Sommeranzug und dem weißen Strohhut, der mußte einen angenehmen Eindruck von ihm bekommen. Bei seinen Freunden war er beliebt; allerdings gab es einige Menschen, welche behaupteten, man dürfe in keiner Beziehung große Ansprüche an ihn machen, weder in bezug auf seinen Kopf, noch auf sein Herz. Aber diese

Wenigen hatten eigentlich gar keine Gelegenheit, das oft zu sagen, denn Hans Grützmeier gehörte zu den Menschen, welche es nicht sehr lieben, das Urtheil anderer herauszufordern, sondern sich am liebsten in allem, was sie tun und sagen, in einer Art vornehmer Reserve halten, welcher weder Spott noch Tadel, noch auch besonderes Lob nah zu kommen pflegt. So hatte er denn auch bisher einen sicheren, ruhigen Weg zurückgelegt, hatte das genossen, was wir eine „gute Erziehung“ zu nennen gewohnt sind, und sich gerade genug um sein eigenes, und so wenig um das Glück oder Unglück seiner Nebenmenschen gekümmert, um ein zufriedener Mensch zu sein. Seine gute Erziehung hatte ihm auch eine berechnende Liebenswürdigkeit gelehrt, die ihre Wirkung selten verfehlte und ihn zu einem sehr geschätzten Teilnehmer an Gesellschaften und Bällen machte.

Als Hans Grützmeier unter dem Fenster des Restaurants vorbeischienderte sah er das schlafende Mädchen. Er lächelte leise und ging weiter. Aber als er ein paar hundert Schritte weiter gegangen war, war es ihm, als flöge eine jähe Erinnerung an ihm vorüber — er mußte jenes Gesicht schon einmal gesehen haben, dieses — oder ein ähnliches! Einen gewissen Zug — wenn er ihn hätte beschreiben sollen, es wäre ihm unmöglich gewesen — hatte dieses Gesicht mit einem anderen gemein, von dem er längst getrennt war.

Er ging aber weiter und suchte in seinem Gedächtnis. Als er noch in die Schule ging — war es nicht da gewesen? — Vor der Thür des Eckhauses — kurz vorher, ehe der Weg leicht zu steigen anfing? — Und er hatte,

was er suchte. In dieser Thür stand jeden Morgen, wenn er zur Schule trabte, ein kleines Mädchen.

Und Hans Grüzmeier lächelte wieder behaglich vor sich hin, indem er an die Naivität und Schüchternheit seiner ersten Liebe dachte . .

Als er zu Hause war, hatte er alles wieder vergessen.

— Indessen war an der Wand der Kneipe die Sonne einen Streifen höher gerückt. Marl schief noch immer. Ihr Gesicht lag in halbem Schatten. Es war kein schönes Gesicht. Man sagt, jedes Mädchen von siebzehn Jahren sei schön; die Jugend mache in diesem Alter auch das unscheinbarste schön! Aber Marl war nie jung gewesen. Die Härte ihres Lebens hatte den zarten Duft der Jugend von ihr abgestreift und unverwischbare, wenn auch nur feine Spuren in ihr junges Gesicht gezogen. Aber sie wurde fast schön, zum mindesten interessant und eigenartig-hübsch, wenn sie sprach, besonders wenn ihr Humor durchbrach. Sie hatte einen schönen Kopf und prachtvolle, schwarze Haare, aber ihre Stirn war niedrig. Ihr graues Auge war klug und in den Grübchen ihrer Wangen saß der Schalk, aber ihr Mund lockte nicht zum Küssen, trotz der selten schönen Zähne. Sie war ausgelassen, aber zu klug, um leidenschaftlich sein zu können; im Herzen ein Kind an Unerfahrenheit und Reinheit — und in ihren Gedanken doch meist eine sichere Beurteilerin von Menschen und Dingen. Doch wenn sie fehlgriff, dann war sie blind in ihrem Vertrauen. Und sie griff ein einziges Mal fehl . . .

Sie hatte keine Phantasie und darum keine große Sehnsucht nach der Welt, von der sie bisher noch nichts

gesehen hatte als kleinliche Menschen und enge Wände. Aber ihre Jugend begann, trotzdem sie nicht sinnlich war, ihr Recht zu fordern. Je öfter jedoch ein geheimes Wünschen in ihr die Flügel regte, desto härter suchte sie gegen sich selbst zu werden. Denn ihre einzige Waffe war ihr Stolz. Und sie war stolz auf ihre sittliche Stärke und die Festigkeit ihres Willens, wie es nur eine Natur werden kann, die eine ganze, lange Jugend unterdrückt war. Dieser Stolz ließ sie nicht erröthen, wenn sie die gemeinen Redensarten um sich herum hörte, wenn ihr Worte ins Ohr geflüstert wurden, welche sie nur halb verstand. Denn sie fühlte, wie sie über denen stand, die nach ihr greifen wollten mit schmutzigen Händen. So blieb sie Kellnerin.

An die Zukunft dachte sie nie, so wenig wie an ihre Vergangenheit.

Als die Sonne in höchster Glut stand erwachte Marl. Ihr erstes Gefühl war Ärger darüber, daß sie nun doch eingeschlafen war, und ihr zweites, Freude, daß es niemand gemerkt hatte.

Sie stand langsam auf und ging zwischen den Tischen umher, indem sie sich besann, was sie geträumt hatte. Aber es wollte ihr nicht wieder einfallen. Dann stellte sie sich vor den Spiegel und ordnete ihr Haar. In der Art, wie sie es tat, lag wenig Eitelkeit. Da sie glaubte, es kämen Schritte die Treppe herauf, trat sie zurück und sah nach der Thür hin. Aber es war nur ein Bewohner der oberen Stockwerke, der vorbeiging. Sie setzte sich an einen der Tische und stützte den Kopf in die Hände. Möglich überkam sie das Gefühl der Verlassen-

heit mit solcher Stärke, daß sie fühlte, wie die Angst ihr die Brust einklemmte. Sie sprang auf und ging wieder umher, wie suchend. Und als wenn sie nicht finden könne, was sie suche, so ging sie immer schneller und schneller zwischen den Tischen umher. Es lag eine stumme Angst in ihren unsicheren Bewegungen, wie vor einer unsichtbaren Gefahr. Dann trat sie an das Büfett und ließ ein Glas voll Bier laufen, das sie hastig und gierig austrank. In die Kasse legte sie als Bezahlung desselben eine Marke.

Sie fühlte sich leichter. Sie hätte gern noch ein Glas getrunken, aber sie wagte es nicht aus Sparsamkeit. Sie überlegte, ob sie das Glas, das sie jeden Abend zum Essen vom Wirt bekam, schon jetzt trinken sollte. Aber auch das unterließ sie.

Benige Minuten später kam ein Gast, und Marl hatte von da an den ganzen Abend unaufhörlich zu bedienen.

*

Als Hans Grüzmeier am folgenden Tage aufwachte und bei seinem Frühstück saß, das er stets mit einer gewissen langsamen Sorgfalt zu sich zu nehmen pflegte, fiel ihm plößlich das Mädchengesicht wieder ein, welches er tags vorher gesehen hatte und er nahm sich vor, doch einmal wieder in jene Straße zu gehen, um zu sehen, ob es wirklich die war, an welche er gedacht hatte. Aber er kam erst nach vier Tagen dazu, seinen Entschluß auszuführen.

Er fand leicht die Straße und das Haus wieder; und zu seiner Überraschung bemerkte er, daß es eine Restauration

war, zu der das Fenster gehörte. Doch trat er nicht gleich ein. Er war selten in solchen kleinen Lokalitäten gewesen, und ließ sich nicht gern herab sie zu betreten. Da er aber nun einmal hier war, wollte er den Weg nicht umsonst gemacht haben, und so stieg er denn die zertretenen Steinstufen empor. Er' sah daß alle Tische dicht besetzt waren — es war etwa zehn Uhr —, fand aber schließlich noch einen Platz in einer Ecke.

Als Maxl den neuen Gast sah, rief sie ihm ihr gleichförmiges „Helles“ oder „Dunkles“ zu und stellte das Verlangte vor ihn hin.

Er hatte kaum Zeit gehabt, einen Blick in ihr von der heute Abend besonders anstrengenden Bedienung gerdtetes Gesicht zu werfen. Aber er sah doch, daß er sich geirrt haben müsse, und ärgerlich darüber trank er schnell sein Glas aus und rief nach der Kellnerin, um zu bezahlen. Als Maxl vor ihm stand und ihm eilig das Geldstück wechselte, sah sie einen Augenblick in das Gesicht des ihr fremden Gastes, und begegnete seinen Augen.

Dieser Blick veranlaßte ihn, statt aufzustehen und fortzugehen sich ein zweites Glas zu bestellen, und mit Interesse sah er ihrer schlanken, unentwickelten Gestalt nach, wie sie durch das Zimmer ging. Als sie wieder zurückkam, sah er sie von neuem an. Aber sie blickte mit einer so vollkommenen Gleichgültigkeit über ihn hinweg, daß er einen leisen Ärger nicht unterdrücken konnte.

Er wußte nun mit Bestimmtheit, daß es jene nicht war, an welche er gedacht hatte. Und merkwürdigerweise konnte er auch heute Abend jenen Zug in ihrem Gesichte nicht wiederfinden, welcher ihn an die andere erinnert

hatte. Dagegen interessierte ihn ihr Gesicht, trotzdem er sich selbst sagen mußte, daß es nicht weniger als schön war. Denn sein Gefühl sagte ihm, daß dieses Mädchen noch unschuldig sein müsse.

Er sah sich in der Kneipe um. An der Decke lagen dichte Rauchwolken. Es war etwas leerer geworden. Auch die beiden Studenten, die an seinem Tische gegessen hatten, waren gegangen. Rufen, Gläserklappen, lautes Gespräch und Lachen klang wirr durcheinander. Hans Grügmeyer kam sich in dieser stark gemischten Gesellschaft sehr erhaben vor.

Als er wieder nach Karl sah, interessierte ihn von neuem die Art und Weise, in der sie mit einem anderen Gaste, augenscheinlich einem ihr gut bekannten, sprach. In diesem Augenblicke beschloß er, in diesen letzten Wochen seines Berliner Aufenthaltes als kleines Abenteuer den Versuch zu unternehmen, dies Mädchen zu gewinnen.

Er hatte eine „Methode“, solchen Frauen gegenüber und er hatte diese Methode einmal einem seiner Freunde so auseinander gelegt:

— Siehst du, mit solchen Frauenzimmern mußt du es auf eine ganz eigene Art und Weise anfangen, damit sie in dich verliebt werden. Das einzige ist, sie müssen auf dich aufmerksam werden. Das werden sie aber nie, wenn du den halben Tag in der Kneipe liegst und sie mit angenehmen Redensarten langweilst. Denn die hören sie den ganzen Tag über auch von andern, und während sie dir mit dem stereotyp-freundlichen Lächeln zuhören, denken sie an das Trinkgeld, das du ihnen wohl geben wirst. Wenn du aber einige Male in

der Aneipe gewesen bist und hast über sie hinweggesehen, als wären sie Luft, so kannst du sicher sein, daß sie das ärgert, und sie denken an dich. Und damit hast du schon das meiste erreicht . . .

Der Freund hatte diese Lehre von dem großen Frauenkenner mit einem bewundernden Staunen entgegengenommen.

Diese „Methode“ nun beschloß Hans Grüzmeyer schon an diesem ersten Abend, an welchem er Marl sah, anzuwenden, und so hütete er sich wohl, mit ihr zu sprechen, wenn sie in seine Nähe kam, und schaute über seine Zeitung hinweg nur dann nach ihr, wenn er bestimmt wußte, daß sie ihn nicht sehen konnte. Aber als er nach Hause ging und bezahlte, fragte er sie halb spöttisch: „Nun, wie haben Sie denn Montag nachmittag geschlafen?“ Er glaubte, sie würde in Verwirrung geraten, aber Marl, welche gar nicht verstand, was er meinte, hielt ihn für nicht recht bei Sinnen, lachte dann, und sagte, indem sie sich kurz zu einem anderen Gast wandte: „Danke. Wahrscheinlich recht gut, denn ich schlafe immer gut.“

Hans Grüzmeyer ging geärgert nach Hause.

Aber noch verdrießlicher wurde er, als Marl sowohl am folgenden Abend, an dem es ihn wieder zu ihr getrieben hatte, wie auch an jedem der folgenden Abende so vollständig über ihn hinweg sah und sich so wenig um ihn kümmerte, daß er, obwohl ungern, sich doch endlich sagen mußte, seine Methode sei bei dieser kleinen Person doch wohl nicht so angebracht, wie er zuerst an-

genommen hatte. Er machte sich nun freilich nicht viel aus ihr, aber die verletzte Eitelkeit, die weit öfter, als man denkt, Anlaß und Triebfeder zur Liebe ist, ließ es nicht zu, einen Vorsatz aufzugeben, dessen Ausführung bis jetzt so kläglich in die Brüche gegangen war.

Er versuchte es also mit jener gewinnenden Freundlichkeit, welche ihm theils seine gute Erziehung, theils seine stete Berechnung im Verkehr mit den Menschen fast zur Gewohnheit gemacht hatte, und diese machte allerdings auf Marl, die so wenig Freundlichkeit und Liebe in ihrem Leben erfahren hatte, einen ganz anderen Eindruck. Er verstand es, sich die Maske mitleidigen Interesses so geschickt vorzulegen, daß die ungeübten Augen der Kellnerin sie nicht von seinem wahren Gesichte zu unterscheiden vermochte. Und so kam es, daß er nach Verlauf einiger Tage, in denen er ihr kleine, liebenswürdige Artigkeiten, die sie nicht abweisen konnte, — kleine Blumensträuße usw. — erwiesen hatte, mit ihr schon auf einen ziemlich vertrauten Fuße stand, und sie sich darauf freute, wenn er kam, denn er hörte immer so geduldig und teilnehmend zu, wenn sie ihm ihre kleinen Leiden und Freuden erzählte. Dazu kam, daß er so flug gewesen war, ihr Mißtrauen in keiner Weise wachzurufen, sondern es zu beschwichtigen: er hatte sie nicht gebeten, sie nach Hause begleiten zu dürfen; er hatte keine jener ordinären Redensarten gebraucht, welche sie sonst gewohnt war zu hören und welche sie so fürchtete; und — er hatte ihr nie grobe Schmeicheleien gesagt. So hatte sie ihm gegenüber ein Gefühl ruhiger Sicherheit und ihre Unbefangtheit wieder gewonnen.

Er gefiel ihr entschieden. Er mußte sicher ein guter Mensch sein . . . Und so kam es, daß sie sich auf die Stunden zu freuen begann, in denen sie ihn sah.

*

Nach etwa einer Woche erschien Hans Grützmeier, der bis dahin immer allein gekommen war, eines Abends in der Begleitung eines Freundes in der Kneipe. Dieser Freund schien ein ganz besonderes Interesse an der anderen Kellnerin, dem blonden Lenchen, zu nehmen, denn während Hans und Maxl zusammen sprachen, ging er des öfteren zu den Tischen hinüber, an welchen sie bediente, und Maxl sah, wie sie zusammen lachten und sprachen. Als es nach elf Uhr geworden war, die letzten Gäste gegangen waren und der müde Wirt sein Lokal schließen wollte, sagte der andere zu Hans, wie ganz von selbst: „Ich trinke noch mit Fräulein Lenchen eine Tasse Kaffee im Bauer — ihr geht doch natürlich auch mit?“ — Hans sah auf Maxl, welche energisch ihren Kopf schüttelte.

— Nein, sagte sie, — ich gehe niemals aus.

— Aber warum denn nicht? machte höchst erstaunt der Freund. „Sie glauben wohl, wir würden Ihnen etwas tun?“ Und alle drei lachten.

Nun redete Lenchen, die schon fertig da stand, zu. „Nun, heute Abend kannst du schon mitgehen, Maxl, wenn ich dabei bin. Wir trinken nur eine Tasse Kaffee und gehen dann nach Hause“.

Hans hatte klugerweise geschwiegen. Als Maxl seinen freundlichen, wartenden Blick sah, konnte sie es nicht

übers Herz bringen, unfreundlich zu erscheinen, und meinte zögernd:

— Ja, wenn Lenchen auch mitgeht, dann —

Und lachend gingen die beiden Paare durch die vollen Straßen zum nächsten Stadtbahnhof, von wo sie nach der Friedrichstraße fuhren.

Es war ein dunstig-schwüler Abend. Ein Gewitter hatte schon den ganzen Tag die dunklen Hände über dem brütenden Häusermeer gehalten. Aber es hatte nicht kühlend niedergegriffen in diese verpestete Luft von Rauch, Staub, Dunst und Moder, die die Gesichter so fahl und grau, und die Herzen der Menschen so fieberhaft-aufgeregt, oder so fränklich-müde machte.

Mit großen Augen und stumm hatte Marl während der kurzen Fahrt und auf dem Weg die Friedrichstraße hinunter in das Treiben geschaut, das ihr so neu und fremd war, und unwillkürlich den Arm ihres Begleiters ängstlich fester gefaßt, während sie im stillen Lenchen beneidete, die so sicher und munter mit dem andern Herrn vor ihr her schritt.

Aber als sie nun im Café Bauer saßen, sicher und gemütlich vor dem wogenden Treiben, das unablässig herein- und hinausströmte, da gewann sie ihre Lebhaftigkeit und Lustigkeit wieder, und war unerschöpflich an guten Einfällen, an witzigen Bemerkungen über die Beobachtungen, die ihr von allen Seiten zuflogen.

Sie ist ein Kind, sagte sich Hans, als er sie sah, wie sie mit glänzenden Augen in das Gewühl starrte, bald laut auflachend vor Freude über das bunte Leben in die Hände klatschte, bald wieder mit andächtigem

Erstaunen an den Fresken hing, die in ihrer südlichsonnigen Schönheit so seltsam mit dem modernen, nordischen Leben zu ihren Füßen kontrastieren.

Sie ist ein Kind, dachte mitleidig Lenchen, und dachte dann an die Nacht, in der sie vor Jahren hier zum ersten Male mit einem Herrn gefessen hatte.

Sie ist ein Kind, sagte sich etwas geringschätzig der Andere, denn er liebte unerfahrene Weiber nicht, und flüsterte dabei seiner Nachbarin eine zynische Bemerkung ins Ohr, worauf diese lachte und ihn verliebt ansah.

Als sie mit ihrem Kaffee fertig waren, bestellten die Herren Schlummerpunsch. Aber Maxl konnte es nicht über sich gewinnen, das heiße, starkduftende Getränk zu trinken. Sie schauderte zusammen, als ihre Lippen den Rand des Glases berührten, und wurde dafür von den anderen ausgelacht.

Hans war es, der zuerst zum Aufbruch mahnte. Denn er hatte einen Bekannten eintreten sehen, und liebte es nicht, in solcher Gesellschaft erkannt oder gar angerebet zu werden.

Sie traten hinaus in das Wirrwarr von Menschen, Wagen, von Lärm und Leben. Sie fuhren mit der Stadtbahn denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Aber dann trennten sich die beiden Paare und Hans und Maxl schritten allein der Richtung ihrer Wohnung zu. Sie gingen wieder Arm in Arm. Bis dahin war Maxl unbefangen und heiter gewesen. Aber als sie nun in eine der weniger belebten Straßen einbogen, verstummte sie und, wie absichtslos sich niederbeugend, um an ihrem Kleide etwas zu ordnen, ließ sie

den Arm ihres Begleiters los und nahm ihn nicht wieder. So gingen sie nebeneinander her. Auch Hans Grüz-mener suchte nach einem Wort, ärgerte sich darüber, daß er das rechte nicht finden konnte, und schwieg ebenfalls.

Nach einigen Minuten fragte er sie, ob sie morgen — es war ein Sonntag und sie hatte den halben Tag frei, wie er wußte — mit ihm zu Mittag essen wolle.

Sie besann sich, und wollte schon ablehnend antworten, aber sie hatte wieder nicht den Mut, ihm die Bitte abzuschlagen. Sie verabredeten nun Stunde und Ort, wo sie sich treffen wollten. Und doch sagte ihr währenddessen ihr Gefühl, es sei besser, jetzt schon zurückzuweichen, als weiter vorwärts zu gehen.

Als sie in die nächste Straße einbogen, sah sie, daß sie dieselbe kannte. Und, indem sie sich schnell zu Hans wandte und ihm die Hand hinstreckte, sagte sie: „Diese Straße kenne ich. Nun finde ich mich schon aus. Vielen Dank, Herr Grüz-mener.“ Und ehe sich Hans von seiner Verblüffung erholen konnte, hatte sie seine ihr mechanisch hingereichte Hand ergriffen, und er hörte noch, wie sie ihm zurief: „Und auch noch schönsten Dank für den herrlichen Abend!“ Dann war sie in dem Menschenstrom verschwunden. Er wollte ihr zuerst nachsehen. Aber dann wandte er sich kurz um und schlenderte geärgert nach Hause.

Marl kam mit roten Wangen vor ihrer Haustür an. Sie war gelaufen, wie gejagt. Nun kam es ihr vor, als sei ihr plötzliches Davonlaufen doch eigentlich recht unhöflich gewesen. Aber als sie an ihr beiderseitiges, ängstliches Schweigen während ihres Alleinseins dachte,

schien es ihr doch wieder, als sei es das rechte gewesen, was sie getan.

In ihre Träume hinein spielten lockend die lustigen, blendenden Bilder des verflorbenen Abends, und sie sah ihr täuschendes Licht doppelt verheißend, während die tiefen Schatten, die ihr Auge in der Wirklichkeit nicht hatte erkennen können, sich ihr auch da nicht zeigten.

*

Am andern Morgen begrüßte sie freudig den sonnigen Tag. Sie sah hübscher aus, als gewöhnlich, wie sie mit Hans an dem verabredeten Platze zusammentraf und ihm fröhlich die Hand gab. Sie hatte ihr gutes Kleid angelegt, und dachte im stillen, ob es ihm wohl gefallen würde. Aber er sah es gar nicht.

Sie fuhren zusammen zur Tannowitz-Brücke und aßen in dem großen Garten des an der Spree gelegenen Restaurants zu Mittag. Auch Hans war gut aufgelegt. Er erzählte Karl eine Menge Anekdoten und lachte über ihre Freude.

Plötzlich erhob er mitten im Gespräch sein Glas und sagte in sein erliebenswürdig-zutraulichen Weise: „Wollen wir Schmollis zusammen trinken, Karl?“ Sie hatte mit ihm angestoßen, noch ehe sie wußte, was er hatte sagen wollen. Nun überflog eine leichte Verlegenheit ihr Gesicht. Aber Hans lachte: „Nun mußt du ‚Hans‘ und ‚Du‘ zu mir sagen, Karl.“ Da lachte sie auch. Ihre Verlegenheit kam ihr selbst recht albern vor, und sie stieß nochmals mit ihm an: „Prosit, Hans!“

Aber schon nach ein paar Minuten sagte sie wieder „Sie“ zu ihm und wurde von ihm scherzend darauf aufmerksam gemacht.

Ihnen gegenüber an der Landungsbrücke kamen und gingen die kleinen Spreedampfer. Überall, wohin Marl sah, sonniges, heiteres Sonntagsleben. Und sie sah alles mit ihrem scharfen Blick, und hatte in ihrer naiven Art eine Menge Fragen an Hans zu stellen, welche dieser oft gar nicht beantwortete. Denn er sprach gern selbst, und sie ließ ihn nur selten dazu kommen.

— Wollen wir nach Treptow fahren, Marl.

— Ach, ja! Wenn Sie wollen?

— Wenn du willst!

Sie lachte wieder. „Ja, wenn du willst?“

Als sie auf dem Dampfer langsam spreeaufwärts glitten — sie hatten nur noch mit Mühe einen Platz bekommen können — sagte sie: „Das ist das erstemal, das ich auf dem Wasser fahre.“ Er aber meinte, die Spree sei ja nur ein Bach. Er hatte sich auf dem Verdeck umgesehen und mit Befriedigung bemerkt, daß keiner seiner Bekannten unter den Passagieren war.

Als sie vor Treptow waren, meinte er, sie sollten noch einige Stationen weiter fahren. Das Gewühl sei hier zu groß und ungemütlich. Sie war gern dazu bereit. Die frische, kühle Luft des Wassers tat ihr wohl. So fuhren sie nach Johannistal.

— Laß uns hier bleiben, Hans, hatte Marl gebeten. Es war die erste Bitte, die sie an ihn richtete.

Sie verbrachten einige Stunden unter den Bäumen.

Sie sprang ausgelassen in dem Garten umher und mußte alles sehen. Er hätte sie gern geküßt, denn sie war fast schön in ihrer frischen Lebendigkeit. Aber sie waren nicht allein. Auch hier Ströme von Ausflüglern, welche sich überall hin verteilt hatten.

Als sie hörte, wie spät es sei, bekam sie einen Schreck. „Aber ich muß ja um 6 Uhr wieder zurück sein!“ Er versuchte es ihr auszureden, aber sie blieb fest. „Bitte, laß uns mit dem nächsten Dampfboot zurückfahren! Wenn ich heute Abend nicht auf meinem Plage bin, verliere ich meine Stelle. Und dann wartet Lenchen auf mich, welche heute Abend ins Theater will!“ Sie bat ihn so lange, bis er nachgeben mußte. Aber er biß sich auf die Lippen vor Ärger. Auch dieser Tag wieder verloren.

Sie sah, wie verstimmt er war, und wußte es sich nicht zu erklären. Der Tag war so schön gewesen. Was wollte er denn noch mehr? Sie war aber doppelt freundlich gegen ihn.

Mit dem nächsten Boot fuhren sie zurück. Karl saß in der Nähe des Steuers. Die erste Dämmerung sank nieder, und sie wurde plötzlich ernst. Sie sah wie die kleinen Blätter der über den Strom geneigten Zweige in der leichten Rühle zitterten, wie ein feiner, weißer Nebel über den Wiesen, wie ein Schleier, aufstieg, wie der Friede des Abends kam mit seinem sanften, verfühnenden Flügelschlag, wie alles stiller, tiefer, schöner wurde. Der Dampfer glitt sacht und langsam über den Spiegel. Sie hörte das plätschernde Anschlagen der kleinen Wellen am Ufer, das leise Gespräch der

Passagiere, und wie Hans ihr etwas erzählte. Aber sie verstand ihn gar nicht, und dachte an etwas ganz anderes. Sie dachte daran, wie schön es doch sein müsse, immer in dieser stillen, freien Natur zu leben und nicht wieder hinein zu müssen in jene schwarze, rauchende Masse, die sich dort in der Ferne zeigte; nicht mehr hinein in das Schreien und Lärmen, den Schmutz und die Trübsheit.

Sie dachte an ihre Jugend, welche alles, was sie eben an Abstlichem gesehen hatte, nicht gekannt.

Wie eine unabwendbare Schwere legten sich diese Gedanken auf ihre Brust. Sie starrte vor sich hin und sah nicht, wie über den verlassenen Bäumen jetzt am Himmel die roten Schimmer der sinkenden Sonne lagen, an denen die Augen der anderen Mitfahrenden hingen.

Da fühlte sie, wie Hans Grüzmeyers spöttische Stimme sie aus ihren Träumen riß. Sie hatte unwillkürlich seine Hand ergriffen, und die ihre in der seinen ruhen lassen. Aber nun erschien seine Hand ihr plötzlich kalt und sie stand auf. Sie wäre am liebsten allein gewesen. So aber mußte sie seine Phrasen über sich ergehen lassen, und sich dazu zwingen, ihm zu antworten.

Es war nach sieben, als sie wieder an der Zannowitz-Brücke waren. Maxl bereute, unfreundlich gewesen zu sein. Aber es war ihr nicht möglich, den früheren Ton wiederzufinden. Sie blieb schweigsam.

In der Kneipe erwartete sie Lenchen, die höchst ungnädig war. Sie hatte sehr viel zu tun und konnte an nichts anderes denken. Kaum, daß sie alle halbe

Stunden einmal zu Hans treten konnte, der mürrisch dasaß, sich schauderhaft langweilte und ein Glas Bier nach dem andern trank. Er hatte sich vorgenommen, heute Abend zu warten, bis Marl frei sein würde, um sie dann nach Hause zu begleiten. Aber als er zwei Stunden gewartet hatte, hielt er es nicht mehr aus und ging mit kurzem Nicken gegen Marl fort. Diese hatte sich gewundert, daß er so lange dageblieben und nicht gewußt, was er wollte. Sonst hatte sie weiter keine Zeit gehabt, viel an ihn zu denken.

Um 11 Uhr wurde es leerer. Sie setzte sich ermattet an einen Tisch und versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Doch ihre Stirn war dumpf und schwer. Sie schlief schon halb.

Sie wurde durch eine Stimme aufgeschreckt: „Schlafen Sie nur nicht ganz ein, Fräulein Marl, denn ich möchte vorher noch ein Glas Bier haben“.

Es war ein Herr, der sehr oft kam und sich besonders für sie interessierte, wie sie bemerkt hatte, obwohl er selten mit ihr mehr als das nöthige sprach und immer eben so still ging wie er kam.

Marl schämte und ärgerte sich zugleich und sprang auf. Aber als sie zu seinem Tisch kam und das Glas vor ihn hinstellte, sagte er mit demselben ruhigen und durchaus nicht spöttischen Ton, indem er sie fest mit scharfen Augen ansah, als möchte er auf dem Grund ihres Herzens lesen, was er wissen wollte: „Nun, Sie lassen sich ja doch nach Hause begleiten, Fräulein Marl?“

Marl wurde wieder rot, und es fiel ihr ein, daß sie

diesem Herrn vor einigen Wochen seine Bitte, sie nach Hause bringen zu dürfen, weil es nicht geraten für junge, anständige Mädchen sei, des Abends spät allein durch die Straßen zu gehen, kurz und bestimmt abge schlagen hatte: „Sie ginge immer allein, und ihr sei noch nie etwas passiert.“ Das alles ging ihr wieder durch den Kopf, als sie jetzt verlegen vor ihm stehend und die Fingerspitzen ihrer Hände aneinanderdrückend schnell antwortete: „Wissen Sie, das dürfen Sie mir nicht übel nehmen, mein Herr. Das war nur das eine Mal, und es kam ganz per Zufall.“

Sie sah nieder, aber sie fühlte doch, wie er sie wieder ansah, als er sagte: „So.“

Aber da kam ihr Trost über sie und sie hob ihr gedrehtes Gesicht empor und gab ihm seinen Blick gleich fest und stark zurück:

— Und übrigens, mein Herr, ich denke, ich kann tun, was ich will, und wenn ich mit einem Herrn gehen will, so geht das Niemanden etwas an.

Sie hatte es eifrig hervorgestoßen. Nun aber sah sie, wie eine leichte Trauer über sein Gesicht flog, eine Enttäuschung, oder was es war. Er wollte etwas sagen, ein freundliches Wort. Sie sah es. Aber er trank langsam sein Glas aus, sah sie dann noch einmal, aber anders wie vorher an, und ging hinaus, nachdem er ihr ein freundliches „Guten Abend“ gesagt.

Sie fühlte, wie ihr etwas weh tat. Aber sie ärgerte sich immer noch zu sehr über die Art seines Fragens: was ging es diesen Menschen an, mit wem sie ging? Konnte sie nicht tun und lassen, was sie wollte? Und

hatte sie sich von jedem Gast vorschreiben zu lassen, wie sie sich verhalten sollte? — doch zugleich fiel es ihr ein, daß sie doch eigentlich recht unfreundlich gegen den Herrn gewesen war. So schnell wechselten ihre Gefühle und Gedanken. Aber er würde schon wiederkommen, und dann wollte sie ihm freundlich erzählen, wie es gekommen sei, daß sie mit Hans Grüzemeyer zusammen gegangen sei.

Aber sie sah diesen Herrn nicht wieder, denn er kam von diesem Abend an nie mehr in die Kneipe, wo sie war.

Woher er es nur wußte? — Sie dachte den ganzen Abend darüber nach.

Auch den nächsten Tag konnte sie den Gedanken nicht los werden, daß sie dem, was sie sich vorgenommen hatte, untreu geworden war und sie legte sich unaufhörlich die Worte zurecht, welche sie am Abend Hans sagen wollte. Sie wußte, daß er kommen würde, und sie hatte Angst, wenn sie daran dachte, wie er es aufnehmen würde, was sie ihm zu sagen hatte. Der Wirt war ärgerlich über ihre Zerstreutheit, und Lenchen war ungehalten, weil ihr noch der letzte Abend in den Gliedern lag, und ließ daher ihren Ärger an Maril aus, da sie es an keinem andern konnte.

Als Hans am Abend um seine gewohnte Stunde, gegen zehn Uhr, kam, fand er Maril ängstlich und unruhig. Er fragte, was ihr fehle. Aber sie hatte so viel zu tun, und sagte ihm, er möge ein wenig warten, sie wolle nachher mit ihm sprechen. Nach einer halben Stunde kam sie zu ihm und setzte sich an seinen Tisch.

Sie hatte halb die Worte vergessen, die sie sich so mühsam zurecht gelegt.

— Du, Hans, — sie fand das Du jetzt schon ganz von selbst — du darfst mir nicht böse sein, aber ich muß dich um etwas bitten, begann sie zögernd.

Er glaubte natürlich, sie wolle ein Geschenk und sagte für sich „Aha!“ — Aber er täuschte sich. Sie platzte plötzlich los: „Du darfst mich nie mehr nach Hause begleiten, Hans.“

Er glaubte nicht recht gehört zu haben.

— Aber weshalb denn in aller Welt nicht, liebes Kind? Und weshalb denn so plötzlich?

— Nein, du darfst es nicht mehr. Es tut mir sehr leid, aber es geht nicht anders. Und nun erzählte sie ihm in fliegender Eile, sehr unklar und sich oft wiederholend, was sie sich vorgenommen hatte.

Er hörte ihr ruhig zu. Dann aber wollte er ärgerlich werden. „Ach, das ist ja alles Unsinn! Tue ich dir denn etwas?“ Doch in demselben Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke, daß, wenn er sich jetzt nicht zusammen nähme, alles für ihn verloren sei, und er lachte fast heiter und gutmütig auf.

— Du bist ein kleiner Narr, Marl! Stellst du mich denn ganz in eine Reihe mit den andern? Er sah ihr lächelnd in die Augen. Da beugte sie sich zu ihm und ergriff seine Hand: „Siehst du, eben weil ich dich lieber habe, als alle die anderen, Hans,“ flüsterte sie zögernd, als wage sie nicht es zu sagen, „eben darum darfst du nicht mehr mit mir gehen. Nicht wahr, du versprichst es mir? Du bist so gut? Wir können uns ja so oft

sehen, und wenn du willst, können wir auch manchmal des Sonntags zusammen ausgehen; und ob du mich des Abends nun ein paar Minuten länger siehst, das ist doch ganz gleichgültig, nicht wahr?“ Sie bat ihn so dringend, daß er ihr antworten mußte.

Er tat es ungern. Aber er sagte doch: „Nun, wie du willst. Aber du bist wirklich nicht recht gescheit.“ Und aus vollster Überzeugung fügte er hinzu: „So etwas ist mir wirklich noch nicht vorgekommen!“, während er im stillen dachte, es ist eine Laune, die schon wieder vergehen wird.

— Und du fragst mich auch nie mehr danach, Hans, nicht wahr? Denn sonst wird es mir so schwer, dir es immer abschlagen zu müssen?

Er nickte. „Ganz wie du befehlst. Wenn du willst, komme ich überhaupt nicht mehr her.“

— Nein, erwiderte sie schnell und lachte, da alles so gut abgelaufen war, erleichtert, — herkommen mußt du noch und recht oft.

Sie sprang auf, da sie gerufen wurde. Er sah ärgerlich vor sich hin und merkte gar nicht, daß Lenchen zu ihm trat, bis sie ihm auf die Schulter schlug und ihn fragte, an was er denke.

Er erzählte ihr von „dem verrückten Einfall“ Karls, wie er ihn nannte. Aber Lenchen hatte kein Mitleid mit ihm. Sie wußte längst, was er wollte, und sah ihn spöttisch an.

— Geben Sie es auf, Herr Grünmeyer, sagte sie lachend. Sie mochte ihn nicht recht leiden, und da sie gemerkt hatte, daß er es nicht liebte, mit seinem Zunamen

angeredet zu werden, tat sie es bei jeder Gelegenheit in herausforderndster Weise. Er sah sie wütend an. Aber das hübsche Mädchen lachte nur, und ging zu ihren Tischen.

Er sah ihrer vollen, üppigen Gestalt nach und kam sich plötzlich sehr dumm vor. Aber er wollte nun nicht mehr zurück.

Als Marl wieder zu ihm trat, sagte er spöttisch: „Nun, dann kann ich wohl fortgehen?“

Sie wurde rot und kam sich selbst sehr grausam vor. Aber sie antwortete ihm nicht.

Da stand er mißmutig auf und ging. Sie blieb traurig stehen, und glaubte zu fühlen, daß sie ihn doch eigentlich recht gerne hatte.

*

Am andern Tag kam er nicht. Er hatte es sich fest vorgenommen, drei Abende nicht hinzugehen. Am zweiten war er jedoch wieder da und wurde von Marl mit freudigem Lächeln empfangen.

— Ich dachte schon, du würdest nicht mehr kommen, Hans. Aber nun sollst du auch ein gutes Glas Bier haben.

— Gib mir lieber einen Kuß, meinte er. Es war das erstemal, daß er sie darum bat. Aber die Gelegenheit war zu günstig gewesen.

— Doch nicht hier vor all den Leuten, lachte sie, indem sie sich zu ihm niederbeugte.

Er legte sofort seinen Arm um ihre Taille. „Dann nachher, wenn ich dich nach Hause bringe. Denn ich

hoffe doch, du bist vernünftig geworden und hast deine Grillen vergessen“.

Aber sie war durchaus nicht vernünftig geworden, sondern wurde plötzlich wieder ernst.

— Nein, Hans, auf keinen Fall. Und als sie sah, wie er wieder böse werden wollte, faßte sie seine Hand und sagte mit ängstlicher Eile:

— Bitte, Hans sprich nicht mehr davon. Ich kann es nicht, und ich darf es nicht. Dann fügte sie schnell in ihrem aufflackernden Trotz hinzu: „Und ich will es auch nicht! Was ich einmal gesagt habe, das tue ich auch! — Dabei bleibt's jetzt! — Du solltest mich nicht so quälen,“ bat sie weiter.

Er fühlte ihren stärkeren Willen und schwieg.

Als sie aber in den nächsten Tagen immer dieselbe gleichgültige Ruhe bewahrte, während er immer ungeduldiger und verstimmt wurde, verlor er seine Besonnenheit. Er versuchte alles mögliche: Spott — Freundlichkeit — und einmal wartete er nach dem Schluß der Kneipe auf der Straße auf sie, aber sie gab ihm gar keine Antwort, und eilte an ihm vorbei nach Hause, so schnell und behende, daß er ihr nicht folgen konnte.

Am nächsten Tage war sie sehr ungehalten. Sie sprach fast gar nicht mit ihm, und als er die Rede auf den nächsten Tag — es war wieder ein Sonntag — und auf ihren geplanten Ausflug brachte, wick sie aus und sagte ihm sie habe keine Zeit. — Es war ein ganz erbärmliches Gefühl, mit dem er nach Hause ging. Sein Hochmut und seine Einbildung waren getroffen. Er hatte sich zusammen nehmen müssen, um nicht roh zu

werden. Aber dies Mädchen hatte ein Etwas in ihrem Wesen, das ihn zwang, sie anders zu behandeln, wie die Weiber, welche er bisher besessen hatte. Er liebte sie nicht, denn ihm war es überhaupt nicht gegeben zu lieben. Aber er liebte es, zuweilen seine Hand nach dem zu strecken, was — er war sich darüber nicht im unklaren — nicht für ihn war. Diesmal hatte er einen fühlbaren Schlag über die Finger bekommen. Sonst hatte er immer noch klug und rechtzeitig die Hand zurückgezogen.

Hans Grüzmeyer war wirklich in seinem Glauben an sich selbst etwas erschüttert an diesem Abend.

Er hätte sich sofort wieder zu seiner ganzen, unnahbaren Höhe aufgerichtet, wenn er gewußt hätte, daß Marl indessen zu Hause auf dem Stuhl vor ihrem Bette saß, und nur mit Mühe ihre Tränen zurückhalten konnte, wenn sie an den nun verlorenen Sonntag dachte, auf welchen sie sich im geheimen die ganze, für sie so unermesslich lange Woche kindisch gefreut hatte. Sie hatte nicht geglaubt, daß er so schnell fortgehen würde, und war erschrocken, als sie es sah. Er sollte sie nur noch etwas bitten und ihr noch etwas zureden. Dann hätte sie ihm verziehen, und sie wären wieder die alten Freunde gewesen. Wenn Hans Grüzmeyer sie wirklich liebte, so wäre das wohl auch so gekommen. So aber war er fortgegangen, ein eitler, bei all seiner Lebensklugheit doch recht beschränkter Mensch.

Während Marl in dem qualenden Nachdenken einschliefl, wie sie es nur anfangen könne, ihn wieder umzustimmen und doch ihrem Vorsatz treu zu bleiben, lief

er in doppeltem Ärger in seinem Zimmer auf und ab, riß alle Schubladen auf und pfropfte in seine Koffer, was hinein ging, denn er hatte beim nach Hause kommen einen Brief von seinem Vater vorgefunden, in welchem dieser seinem Erstaunen darüber sehr unumwundenen Ausdruck gab, weshalb er den Sohn noch immer nicht bei sich sähe, da die Ferien doch bereits begonnen, und die nicht zu umgehende Forderung stellte, sofort einzupacken und abzureisen. Und das heute! — Hans Grügmeier war wütend. Schließlich kam er zu der Einsicht, daß der Augenblick für eine schleunige Abreise gar nicht besser gewählt werden könnte. Am besten wäre entschieden, er sähe das Mädchen, welches ihn so lange genasführt — es war dies in der That seine Ansicht — gar nicht wieder und lasse sie im vollen Bewußtsein seines unerseßlichen Verlustes, das ihr eines Tages schon kommen würde, in ihrer dunstigen Rneipe. Mit diesem versöhnenden Gedanken ging er endlich zu Bett.

*

Als er am nächsten Tage noch später, als gewöhnlich erwachte, war er so unlustig, daß er am liebsten liegen geblieben wäre. Er starrte mit schlaftrunkenen Augen in das Zimmer und dachte bei der Unordnung an alle die Mühseligkeiten, welche ihm heute noch bevorstanden: die Packerei, die Besuche, die er noch vor seiner Abreise machen mußte, und je länger er daran dachte, desto mehr fiel ihm ein, was noch besorgt und erledigt werden mußte. Er stöhnte ein wenig, kam

sich selbst sehr geplagt vor und in diesem Gefühl des tiefen Mitleids mit sich selbst stand er endlich gähmend auf, um an sein saures Tagewerk zu gehen. Während des Frühstückes dachte er an Marl. Was sie wohl denken würde, wenn er nun auf einmal fortbliebe und nie wieder käme? . . . Eigentlich hatte sie diese Strafe doch verdient, weil sie ihn so schlecht behandelt. Und mit doppeltem Appetit beendete er sein Frühstück. — Dann studierte er den Fahrplan, langsam und aufmerksam, wie er Alles zu tun pflegte, und beschloß nach einigem Nachdenken mit dem Fünfuhrzuge abzureisen.

Bis er aber auf dem Wege war — er hatte sich nicht beeilt, denn er liebte alles, was Eile hieß, nicht, — seine Besuche gemacht hatte und beim Essen saß, war es so spät geworden, daß an eine Abreise mit dem beabsichtigten Zuge nicht mehr zu denken war. Er beschloß also, heute noch zu bleiben, und erst morgen zu reisen.

Das hatte zugleich den Vorteil, daß er sich mit dem Essen nicht so zu beeilen brauchte, und er konnte sich nun mit gutem Gewissen noch ein Gericht mehr bestellen. Was er denn auch tat.

Was aber nun mit dem leeren Abend anfangen? — Er dachte, es sei doch vielleicht besser, nun noch einmal zu Marl zu gehen. Und nach einigen Minuten erschien es ihm sogar schon als eine Pflicht gegen sich selbst, dem eingebildeten Mädchen zu zeigen, wie wenig er sich aus ihr mache. Ja, er wunderte sich sogar selbst darüber, daß ihm dieser Gedanke nicht schon gestern als durchaus notwendig gekommen war. Nachdem er also

nach Hause telegraphiert hatte, er könne erst einen Tag später dort eintreffen, fuhr er nach dem Osten.

Die Straßen waren leer und sahen so noch trostloser und einörmiger aus, als sonst. Wer konnte, war an dem Sonntagnachmittag hinausgeflohen; und wem auch das versagt war, der hielt sich wenigstens zu Hause verkrochen vor der glühenden Sonne. Es war einer der Sommertage, die so schrecklich sind mit ihrer stummen Schwüle, ihrem staubigen Dunst und ihrer brütenden Angst.

Die Sonne sah frech und grell in jeden Winkel, und zeigte die Armut und Kahlheit des Viertels in ihrer ganzen Nacktheit. Hans, der seinen Wagen entlassen und langsam die Straße hinunterging, fühlte sich plöblich angewidert. Er konnte sich selbst nicht sagen, was es war. Aber es ekelte ihn, wie nach einem üblen Geschmack. Er ging aber doch weiter.

Doch Karl war nicht in der Kneipe. Das Lokal war völlig leer. Nur der Wirt saß hinter dem unordentlichen Schenktisch, dessen schmutzige Feuchtigkeit von überflossenem Bier förmlich mit Fliegen übersät war, und schlief halb. Hans setzte sich und klopfte stark.

— Wo ist denn Karl, fragte er.

— Sie hat ja heut' frei, brummte der Wirt, die sich mühsam ermuntert hatte, sie wird schon noch kommen.

— Und wo ist Lenchen?

— Ja, das freche Mensch ist heute den ganzen Tag noch nicht dagewesen. Aber ich werd' es ihr einstreichen! — Wollen Sie Bier?

Hans nickte. Er war wieder tief geärgert, wie bei einer persönlichen Beleidigung. Er glaubte sicher, Karl würde hier sein, da aus ihrer Verabredung nichts geworden war. Aber er blieb doch sitzen und sah auf das Glas, welches der Wirt vor ihn hingeschoben hatte.

Zuerst dachte er an ganz etwas anderes, aber plötzlich fiel es ihm auf wie unreinlich das Glas war. Er glaubte an dem Rand noch die Schaumspuren zu sehen, welche von dem Mund, der vor ihm aus diesem Glase getrunken hatte, dort zurückgelassen waren. Und mit einem Schlage sah er Alles, wogegen er in den letzten Wochen wie blind gewesen war: den Schmutz überall, an den Wänden, auf dem Tische, auf dem Fußboden, überall. Er strich mit dem Finger über den Tisch und hielt ihn gegen das Licht, um zu sehen, ob er schwarz geworden war. Aber er konnte nichts an ihm entdecken. Und doch fühlte er überall den Schmutz, der ihn umgab, und dem er in seinem wohlherzogenen Leben so wenig, so selten begegnet war; den er sich stets mit einer solchen fast ängstlichen Vorsicht ferngehalten hatte.

Der Wirt war hinter seinem Büfett wieder eingeknickt. Um einen einzigen Gast sich noch weiter zu kümmern, schien ihm überflüssig, und noch dazu um einen, der nur der Weiber wegen hergekommen war. Aber Hans Grützmeier ärgerte sich plötzlich über den Schlafenden, der so faul und bequem dalag, während er dasaß, sich langweilte, und — was ihm am meisten von allen Dingen verhaßt war — wartete. In einer Art unterdrückter Wut ergriff er das Glas und setzte es mit Willen genau an der Stelle an, die ihn noch kurz vorher mit solchem

Ekel erfüllt hatte. Er trank es mit einem Zuge aus und klopfte dann energisch, daß der Wirt abermals aus seinem Schlummer auffuhr.

— Ich möchte noch ein Glas Bier haben, sagte Hans. Ihm war jetzt alles gleichgültig geworden; er kam sich selbst so jämmerlich heruntergekommen vor, daß er sein Treiben in letzter Zeit anfang originell zu finden; und damit war er wieder auf dem zufriedenen Punkt seiner gesättigten Eitelkeit angekommen.

Er lehnte sich zurück und starrte teilnahmslos zu der Decke empor, an der die Fliegen summten. Am liebsten hätte er auch geschlafen, wie der feiste Kerl dert in der Ecke.

Wie unerträglich langweilig es war! Er sah nach der Uhr. Er hatte schon über eine halbe Stunde hier gefessen. So konnte es jedenfalls noch eine Stunde bleiben. Denn warum sollte Marl heute auch früher kommen, als sie nötig hatte?

Seine Ungeduld wuchs. Er war es nicht gewohnt, so gezwungen zu werden, mit seinen Gedanken allein zu sein. Er haßte das förmlich. Wenn er einmal allein war — und er war es nicht oft — zwang ihn entweder seine Arbeit dazu, oder er las und schlief. Seine Abende verbrachte er nie allein.

Er sah wieder nach der Uhr. Vielleicht konnte er noch erst in ein Theater gehen und wiederkommen? Er klopfte wieder und fragte, während er bezahlte, den Wirt nach dem nächsten Theater.

Dann ging er gelangweilt und geärgert fort.

Eine Viertelstunde später kam Marl. Sie hatte den

ganzen Tag zu Hause gefessen, etwas gelesen und fleißig genäht. Und traurig darüber, daß sie nicht hinaus konnte mit Hans. Sie hatte sich doch zu sehr auf heute gefreut. Endlich war sie ins Geschäft gegangen.

— Gut, daß Sie kommen! Lenchen ist nicht da, und ich habe die ganze Arbeit allein tun müssen, polterte der Wirt. Marl gab ihm keine Antwort.

— Der Mensch war auch da, mit dem hochmütigen Gesicht. Wenn der nur wüßte, wie dumm er aussieht, würde er sicher ein anderes aufsetzen.

Marl hörte nur die ersten Worte.

— Ist er wieder fort?

— Eben. Da steht ja noch sein Glas. Machen Sie es nur gleich rein; und hier ist noch mehr zu tun.

— Es ist heut' gar nicht mein Tag, bekam er prompt zur Antwort. — Wenn Lenchen nicht kommt, dafür kann ich nichts. Und wenn ich ihre Arbeit tun soll, können Sie mich erst freundlich darum bitten.

Damit ging sie aber doch an die Arbeit. Sie dachte an Hans.

— Hat er nicht gesagt, ob er wiederkommen wollte?

— Er ist ins Theater. Und übrigens, was geht Sie denn das an? Ist er etwa Ihr Geliebter?

Da trat aber Marl auf den so Redenden zu und sah ihn zornfunkelnd an.

— Herr Gründler, wenn Sie noch ein einziges Mal so etwas sagen, so gehe ich auf der Stelle! Sie wissen ganz gut, daß ich ein anständiges Mädchen bin, und mich mit keinem der Herren einlasse!

Der Wirt schwieg darauf. Marl war empört. Wieder

kämpfte sie mit den Tränen, aber dieser Mensch sollte nicht sehen, daß sie weinte. Es dauerte lange, bis der erste Gast an diesem Abend kam.

Aber bis Hans kam hatte sich doch das ganze Zimmer gefüllt. Marl stürzte ihm entgegen.

— Es hat mir so leid gethan, daß ich nicht hier war . . .

Aber er achtete gar nicht darauf. Er bat um ein Glas Bier. Sein Gesicht hatte einen ernstern, wichtigen Ausdruck. Sie merkte auch sofort, daß er ihr etwas sagen wollte.

— Was ist denn, daß du so feierlich bist, fragte sie, als sie wieder vor ihm stand.

— Ich reise morgen fort, sagte er kurz.

— Nein, rief sie und sah ihm starr in die Augen. Sie mochte es nicht glauben.

— Doch, ich reise morgen! — wiederholte er mit Nachdruck. Sie stand still und sah ihn an. Da wurde sie gerufen. Sie riß sich nur schwer los.

— Ich komme sofort wieder, rief sie ihm zu.

Er sah ihr nach. Welche Wirkung seine Mitteilung gehabt hatte! Und sofort wurde er besser gelaunt.

— Nein, Hans. Nicht wahr, du machst nur Scherz, fragte sie schnell, als sie wieder neben ihm stand. Sie war sehr aufgeregt.

— Nein, ich mache keinen Scherz. Ich habe mich jetzt endlich entschlossen, zu reisen, um nie wieder hierher zurückzukommen. Was soll ich denn auch noch hier? quälte er sie weiter, — du machst dir ja doch nichts

aus mir. Da habe ich es für besser gehalten, lieber jetzt gleich zu reisen, als noch zu warten.

— Gehst du wirklich morgen, Hans?

— Ja, ganz sicher. Auf jeden Fall.

Sie sah von ihm fort und traurig vor sich hin. Es war so plötzlich gekommen. Sie konnte es nicht fassen.

— Du machst dir ja doch nichts aus mir, sagte er dann ganz ohne Grund noch einmal, denn er ärgerte sich, daß er hierauf nicht die erwartete Antwort erhalten hatte.

— Ach, sag' das doch nicht immer! Du weißt ja, daß ich dich sehr gern und viel lieber, als alle die anderen, habe.

— So? meinte er.

— Ja, sagte sie eifrig. — Du weißt das recht gut. Deshalb brauchst du also nicht zu gehen, setzte sie etwas zögernd hinzu, weil sie schon fürchtete zu viel zu sagen.

— Kommst du morgen noch einmal?

— Nein, ich kann nicht. Ich reise ganz früh . . . Sie wurde wieder gerufen.

— Dann kann ich dich doch wenigstens heute Abend nach dem Geschäft noch sehen? — Ich will warten, bis du fertig bist, bat er dringend.

— Ja, sagte sie schnell. — Wenn du morgen gehst, und wir uns niemals wiedersehen —

Sie mußte fort, denn das Rufen nach ihr ward immer ungeduldiger. . .

Sie hatte bis zum Schluß des Lokals unaufhörlich zu tun. Aber jedesmal, wenn sie an Hans vorbei ging,

sah sie ihn an mit einem Blick voll Kummer und Zu-
neigung, als wolle sie ihm zuletzt noch recht zeigen, wie
lieb er ihr sei.

Als der letzte Gast gegangen war, beeilte sie sich mit
dem Aufräumen so sehr wie möglich. Dann stand sie
zum Gehen fertig vor ihm.

Sie nahm schweigend den Arm, den er ihr bot. Sie
hatte sich vorgenommen, ihm noch ein herzliches Wort
zu sagen, und ihm dafür zu danken, daß er immer so
freundlich zu ihr gewesen sei. Aber nun konnte sie es
nicht finden und schwieg.

Es war ein dunkler Abend. Die Hitze des Tages
hatte sich gemindert. Sie gingen durch einige dunkle,
fast menschenleere Gassen.

— Du mußt mir den Weg sagen, Marl. Ich weiß
noch gar nicht, wo du wohnst.

— Wir gehen rechts, sagte sie leise.

— Tut es dir wirklich leid, daß ich fortgehe, Marl?

— Ja, denn du bist der einzige gewesen, der mich
gern gehabt hat, ohne — sie stockte, und wußte nicht,
wie sie ausdrücken sollte, was sie sagen wollte.

— Ohne —? wiederholte er.

— Nun, ohne etwas von mir dafür zu verlangen.
Du weißt ja, was ich meine. Darum habe ich dich auch
lieber, als die anderen. — Und nun gehst du fort, und
ich bin wieder ganz allein, setzte sie leise und traurig
hinzu.

Er sah vor sich hin. Dies Mädchen ist doch von
einer rührenden Naivität, dachte er bei sich.

Er blieb plötzlich stehen, und hob ihr Kinn mit der Hand empor, um ihr Gesicht sehen zu können.

Sie ließ es willig geschehen, und sah ihn mit ihren eigentümlichen, großen Augen an. Er sah, wie ihre Lippen zuckten. Da beugte er sich nieder und küßte diesen Mund, der sich ihm darbot, und sie schlang plötzlich ihre Arme um seinen Nacken und legte ihre Stirn an seine Brust. Er fühlte ihr krampfhaftes Schluchzen, das sie nicht mehr die Kraft hatte zurückzuhalten.

Er schwieg und ließ sie ruhig weinen. Er überlegte, ob er sie noch einmal küssen sollte. Aber merkwürdigerweise hatte er keine Lust dazu. Ihre Küsse waren so ganz anders gewesen, als er gedacht hatte, so wenig sinnlich und so wenig reizend. Er fühlte eine gewisse Ernüchterung.

Daher sagte er denn auch:

— Komm, Maxl, laß uns weitergehen, mein Kind. Sie gehorchte sofort.

— Nicht wahr, ich bin recht töricht, Hans, sagte sie, — was würde es denn auch helfen, wenn du hier bliebest. Es bliebe doch Alles beim Alten, und es ist gewiß besser, wenn wir uns nicht mehr sehen.

Er empfand doch eine angenehme Zufriedenheit, als er sah, wie sie ihn so liebte. Denn er hatte es eigentlich nicht geglaubt.

Sie sprachen nun zusammen über einzelnes und erinnerten sich an manches, was sie miteinander verhandelt hatten, wenn er des Abends gekommen war, um sie zu sehen. Sie war noch offener gegen ihn als sonst. Aber er hatte an diesem Abend gar kein Interesse mehr für

ihre kleinen Leiden und Freuden. Sie bemerkte es nicht, und sprach hastig und unzusammenhängend weiter, wie um sich über die Stunde hinwegzuhelfen.

Er dachte an Anderes, und wurde durch eine Frage aufgeschreckt.

— Wie lange willst du zu Hause bleiben, Hans? Ist es denn nicht möglich, daß du noch einmal hierher kommst?

— Nein, Marl, ich komme keinesfalls wieder. Ich werde wohl ein Jahr oder länger noch dort bleiben.

Und dann setzte er ihr auseinander, wie er eine Stelle am Gericht bekleiden würde usw.

— Und dann willst du dich verheiraten, mit einer Dame aus eurer Gesellschaft, nicht wahr?

Er lachte.

— Vielleicht! Denn da ich dich nicht bekommen kann, so bleibt mir wohl nichts anderes übrig.

Sie lächelte bitter. Aber er sah es nicht. Doch als er sie fester an sich ziehen wollte, fühlte er, wie sie sich ihm leise entzog.

— Da wohne ich, Hans, sagte sie, und zeigte auf eines der hohen, traurigen Häuser.

Sie standen still.

— Du wirst mich wohl schnell vergessen, meinte sie.

— Nicht so schnell, wie du mich, gab er zur Antwort.

Sie fühlte, wie stark ihr Herz klopfte. Es war geradezu ein körperlicher Schmerz, den sie empfand.

Sie hatte vergessen, daß sie ihm noch danken wollte.

Langsam reichte sie ihm die Hand und sah ihn an.

— Kann ich nicht noch — sagte er. Als er aber

ihre klaren, ersten Augen auf sich gerichtet sah, und ihr offenes Gesicht, auf dem jetzt nichts mehr von Heiterkeit lag, da — wagte er es nicht! Er stockte und sprach nicht weiter. Marl hatte ihn nicht verstanden.

— Leb' wohl, Hans, sagte sie. Sie hatte sich vorgenommen, recht ruhig und tapfer zu bleiben.

Sie küßten sich noch einmal. Dann eilte sie auf die Thür ihres Hauses zu. Während sie aufschloß, nickte sie ihm noch einmal zu. Dann sah er, wie sie schnell eintrat.

Er wollte auf die Thür zueilten und klopfen.

Aber er drehte sich kurz um und ging zur nächsten Straßenecke, um den Straßennamen zu lesen. Er hatte keine Ahnung, in welcher Gegend der Stadt er sich befand.

*

Hans Grüzemeyer reiste nicht mit dem Frühzuge, sondern erst am Nachmittage. Den ganzen Morgen war er innerlich so unruhig, wie er es bei sich nicht kannte. Er wußte wohl, was es war: er hätte Marl noch gern einmal gesehen. Es war ihm, als müsse noch etwas zwischen ihnen ausgesprochen werden, wozu nur heute noch die Gelegenheit sei. Es quälte ihn beinahe. Aber doch nicht so, daß ihm sein Mittagessen nicht vorzüglich geschmeckt hätte.

Er saß im Wagen und hatte Befehl gegeben, nach dem Bahnhof zu fahren. Als er auf seine Uhr sah, sah er, daß er noch über eine Stunde Zeit hatte und schnell entschlossen rief er dem Kutscher den Namen einer

Straße zu, welche an jene grenzte, in welcher Marls Kneipe lag. Während der Wagen weiter rollte, dachte er daran, was wohl Marl sagen würde, wenn er doch noch einmal wiederkäme. Er suchte nach einem Vorwand. Vielleicht, wenn er angab, ihr noch ein kleines Abschiedsgeschenk bringen zu wollen? Und sehr befriedigt mit dieser Idee ließ er bei dem nächsten Goldschmiedeladen halten und kaufte ein billiges Armband, das weit wertvoller aussah, als es war.

Als der Kutscher hielt, hieß er ihn warten, bis er wiederkäme. Er vergaß sogar nicht, sich die Nummer des Wagens zu merken, damit der Kutscher nicht etwa Lust bekommen sollte, mit seinem Gepäck fortzufahren. Als er aber einen Blick in das alte, müde Gesicht des ehrlichen Weißbierberliners warf, kam ihm dieser Verdacht selbst lächerlich vor.

Er ging schnell die Straße hinunter. Er konnte ein gewisses, unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken, darum ging er immer schneller, trotzdem er bei der Glut wie in Schweiß gebadet war.

Er stand vor der Tür. Da trat er einen Augenblick zurück und unter das Fenster, an welchem er Marl zum ersten Male gesehen hatte. Er glaubte ihre Stimme gehört zu haben. Die Straße war leer. Das Fenster stand offen. Er drückte sich dicht an die Mauer. Da hörte er über seinen Kopf fort ihr helles, lustiges Lachen schallen, laut und anhaltend. Dann sprach sie, aber er konnte ihre Worte nicht verstehen.

Da ging Hans Grüzgmeier plötzlichschnell und ohne sich umzusehen den eben gekommenen Weg zurück, warf

sich in seine Droschke und fuhr mit bösem, geärgertem Gesicht zum Bahnhof.

Es war tief gekränkt. So konnte sie also lachen, wenige Stunden nach der Trennung! Es nagte an ihm. Diese Gleichgültigkeit hatte er nicht erwartet.

Er wußte nicht, daß es vielleicht das letzte Lachen des Mädchens gewesen war, welches er gehört hatte.

Als ihn der Zug in den nächsten Stunden durch die öde, versengte Gegend trug, dachte er wieder an die letzten Wochen, mit denen er nun endlich und für immer abgeschlossen zu haben glaubte.

Sein Ärger ließ nach, ja er dachte sogar mit einer Art Zufriedenheit an seine Handlungsweise Marl gegenüber, wenn er sich zurückrief, daß er doch eigentlich sehr edel und uneigennützig an ihr gehandelt habe. Wer hätte das an seiner Stelle getan?

Nichts hatte er von ihr verlangt für das, was er ihr gewesen. Und er war ihr doch viel gewesen, sie hatte es ihm selbst gesagt. Rein und tadellos — ja, so war ihr Verhältnis gewesen, wie zwischen Bruder und Schwester beinahe — und innerlich befriedigt schaute er zum Fenster hinaus. Dann dachte er wieder an seine Zukunft . . . Aber immer wieder drängte sich doch Marls Bild vor seine Augen. Er glaubte zuletzt wirklich, daß er sie geliebt habe. So hatte denn auch seine Jugend ein kleines Stück Romantik erhalten, welches eine hübsche Erinnerung für sein Leben bleiben würde. Und er lächelte vor sich hin . . .

Das Alles hinderte ihn aber durchaus nicht, in der größeren Stadt, welche zwischen Berlin und seinem

Heimatsort lag, die Nacht zu bleiben und sie bei einem Frauenzimmer zu verbringen, das er sich auf der Straße auflos.

Als er das Weib am nächsten Morgen verließ, schenkte er ihr das Armband, das Marl sich durch ihr Lachen verschert hatte. Dann reiste er mit dem ersten Zuge weiter.

Für Maxl Braun folgten wieder die eintönigen Wochen einer Beschäftigung, an die sie sich zwar immer mehr und mehr gewöhnte, die sie aber doch zu Zeiten recht anwiderte. Die wenigen Studenten, welche sonst wohl ab und zu gekommen waren, waren in den Ferien, und unter ihren anderen Gästen war niemand, mit dem sie gern gesprochen hätte. So kam es, daß sie oft an Hans Grützmeier dachte; und dann tauchte stets wieder der eine glänzende Abend im Café Bauer und der Sonntag auf der Spree vor ihr auf. An diesen kargen Erinnerungen zehrte sie immer wieder, denn sie besaß keine anderen. Alles andere war Staub und Arbeit und Elend, wohin sie sah in ihrer ganzen Jugend. Jedoch sie dachte nicht oft an ihre Kinderjahre. Sie wollte diese Zeit vergessen und es mußte ihrem Willen gelingen.

An Hans dachte sie mit Dankbarkeit. Sie glaubte ihm viel schuldig zu sein. An diese Dankbarkeit knüpfte sich eine Zuneigung, die jedoch weit entfernt von Liebe war.

Da wurde sie plötzlich krank.

*

Unterdessen war Hans Grützmeier wieder in den Lebenskreis eingetreten, in dem er sich so lange be-

weg hatte während seiner Jugend; und von dem ersten Tage, von der ersten Stunde an fand er den kleinen, kurzatmigen, engen Ton ganz von selbst wieder, in welchem alle diese Menschen sprachen, und welchen er in nichts verlernt hatte während der Jahre, die er draußen — in der Welt — gewesen war, in nichts, mochte er auch diese Jahre ganz anders gesprochen haben. In der Enge dieser Verhältnisse, in der jede freiere Natur erstickt wäre, bewegte er sich sicher und behaglich. Keine Anforderung trat an ihn heran, die er nicht leicht imstande gewesen wäre zu erfüllen, und — was er unbewußt am angenehmsten empfand — jene leisen Zweifel, die so unbehaglich waren, an sich selbst und Anderem, hier schwiegen sie vollständig. Denn nichts war da, was sie hätte erwecken können. Seine Eitelkeit sog Nahrung aus seiner gesellschaftlichen Stellung, die durch seinen Vater eine sehr geachtete war, und die Pflichten seines neuen „Berufes“ — sie waren so gering und dabei doch völlig schützend gegen jeden etwaigen Vorwurf der Untätigkeit.

Als er ungefähr einen Monat zu Hause war, erhielt er eines Tages von dem Briefboten, dem er zufällig an der Thür begegnete, den folgenden Brief.

Berlin, den 10. 8. 85.

„Lieber Hans!

Du hast mir einmal gesagt, wo Du wohnst, das ist mir wieder eingefallen ich habe Dir nicht schreiben wollen aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Schon glaubte ich mich von allen verlassen, da erinnerte ich

mich Deiner und klanmerte mich an die Hoffnung, die Einzige, welche ich noch habe, fest und dachte vielleicht hilft mir der, ich bin sehr krank, nicht lange nach Deiner Abreise und mußte vom Geschäft zu Hause gefahren werden. Es wurde der Arzt geholt und er bat meine Wirtin — die ist aber selbst sehr arm — sie solle sich meiner annehmen, denn ich wäre so übel daran: nun bin ich in der größten Not, ich habe keinen Pfennig Geld mehr und keinen Menschen, an den ich mich wende. Ich bin jetzt allein, kein Mensch weiß, daß ich schreibe. Ach, es wird mir so schwer an Dich zu schreiben, ich hätte das nie gedacht, aber was soll ich tun in meiner Angst und Verzweiflung, heute ist der zwölfte Tag, daß ich zu Hause gebracht wurde, drei Tage lag ich zwischen Leben und Tod, meine Eltern, denen darf ich doch nicht schreiben und ich will es auch nicht, lieber verhungere ich, o Hans! hätte mich der liebe Gott lieber sterben lassen, alles ersparte, es war ja sehr wenig, aber das letzte habe ich heute hergegeben zu einer Taube. Ich darf nur Suppe von Huhn und Taube essen, heute ist der erste Tag, daß ich zweimal essen darf, O Hans! hätte mich der liebe Gott lieber sterben lassen! Lieber Hans! ach erbarme Du Dich meiner, ich habe keinen Menschen sonst mehr an den ich mich wende, wenn ich wieder gesund bin, werde ich Dir alles mit größtem Dank zurücksenden, entschuldige nur die Schrift, aber ich schreibe ja im Bett und dabei habe ich die Angst, jeden Moment kommt wer herein, sie dürfen ja nicht sehen, daß ich schreibe. Ich weiß nicht mehr wo mir

der Kopf steht, am 15. die Miete, dann Essen, Wäsche und Alles. Die Tochter von meiner Wirtin besorgt mir den Brief, o bitte laß mich nicht warten. Lebe wohl, mir wird so schlecht, mit Gruß Deine Marl."

Und querüber über der ersten Seite stand noch einmal mit großen, zitternden Buchstaben: „Laß mich nicht warten!“

Hans Grüzmeier starrte auf den Brief, den er in der Haustüre stehend aufgerissen und durchflogen hatte. Dann sah er auf das in der Hast zerrissene Kuvert. Da stand mit großen, ungelinken, aber klaren Buchstaben sein Name: „An Herrn Grüzmeier am Gericht“ und der Name der Stadt. Und auf der Rückseite ihre Adresse. Eine Straße in Berlin, die er nie hatte nennen hören; im dritten Stock.

Dann war sein erster Gedanke: wie gut, daß ich den Postboten zufällig getroffen habe? Wenn nun jemand aus meiner Familie den Brief gesehen hätte!

Er sah sich um. Aber das Haus und die Straße waren still und ruhig. Niemand hatte ihn sehen können. Dann ging er schnell in sein Zimmer, warf sich in den Lehnstuhl und las den Brief noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort, mit jener peinlichen Genauigkeit, mit der er seine Geschäftssachen zu lesen pflegte.

Er saß da mit zusammengekniffenen Lippen; auf der Stirne eine kaum merkbare Falte, in dem hellen, schönen Zimmer und sah auf den Brief, auf die ungelinken, im Anfang krampfhaft graden, gegen Ende immer un-

deutlicher und zitternder werdenden Linien, das zerknitterte, nicht ganz reine Papier und es fiel ihm fast unangenehm auf, wie ungelent, unregelmäßig und wie einfach das Ganze war. Über die Bemerkung mit der Suppe lächelte er, als sein Auge wieder auf die Stelle fiel.

Dann dachte er an Marl, aber nicht an das kranke Mädchen, das von aller Welt verlassen war, das alles verloren hatte, was sie besaß, bis auf ihren Stolz, der erstickt war, als sie sich nach langem Sträuben endlich entschlossen, diesen Brief zu schreiben, sondern er dachte an die heitere, frische Marl, die ihn so schlecht behandelt hatte. Dann warf er plötzlich den Brief beiseite, ging einige Male im Zimmer auf und ab, überlegte, was er tun sollte, hob ihn dann wieder auf und schloß ihn sorgfältig ein. Dann ging er aus.

Den Abend verbrachte er in einer Gesellschaft, einer jener sinnlosen Zusammenkünfte, in denen man sich tausendmal Gesagtes immer wieder mit derselben lächelnden Liebenswürdigkeit sagt, bei denen man tausendmal Gehörtes mit der Miene des Interesses immer wieder anhört, während man im Innern nur den einen Wunsch hat, möglichst bald nach Hause zu kommen. Hans Grüzmeier amüsierte sich dagegen immer vortrefflich in solchen Abendgesellschaften. Er war gern gesehen in diesen Kreisen, da er gut zu unterhalten verstand, und es schmeichelte seiner Eitelkeit hier seine kleinen Triumphe zu feiern, und für witzig, ja geistreich zu gelten, während er doch eigentlich keine Spur von echtem Humor besaß. Und besonders an diesem Abend, wo die Tochter des reichen Kaufmanns da war, welche er — so war es im

Rat der Eltern bestimmt — heiraten sollte! Er hatte durchaus nichts dagegen, und sie ebensowenig, und so verlief alles zur Zufriedenheit. Erst als er spät am Abend im Bette lag, fiel ihm plötzlich wieder der Brief der Kellnerin ein. Er legte sich auf die andere Seite. Der Gedanke war ihm unangenehm, daß er doch irgend etwas tun müsse. Morgen — dachte er und schlief ein.

Am nächsten Morgen nahm er den Brief vor, und überlegte noch einmal ruhig und reiflich. Er rechnete nach, wieviel er wohl gut entbehren könnte. Dann wollte er ihr vierzig Mark senden. Als er aber noch einmal nachdachte, sagte er sich, sie hätte gewiß auch mit dreißig genug, sie war ja schon auf dem Wege der Besserung und würde bald wieder etwas verdienen können. Dann sah er nach ihrer Adresse. Aber den Brief las er nun nicht wieder. Es war ihm peinlich; und er wußte ja auch zur Genüge, was darin stand. Er wollte ihr das Geld per Postanweisung schicken; aber dann mußte er seinen Namen als Absender angeben. Sandte er dagegen in eingeschriebenem Brief, so würde sich der Postbeamte gewiß über seine Korrespondenz verwundern. Hier kannten ihn alle Menschen nur zu genau. Da galt es in allen Dingen, und besonders in solchen Kleinigkeiten, vorsichtig zu sein. Denn alles wurde besprochen, gedeutet, mißdeutet und weitergesprochen. So nahm er Scheine und legte sie in ein Kuvert. Er fügte eine Karte bei, auf welche er „Gute Besserung!“ geschrieben hatte. Als er aber sah, daß es eine Karte mit seinem Namen war, zerriß er sie und nahm eine andere leere. Dann schrieb er mit seinen schönen, regelmäßigen Zügen die Adresse ab und

warf den Brief in den Kasten, als er zum Frühschoppen ging, der ihm in dem Bewußtsein eine gute That getan zu haben heute doppelt gut schmeckte.

Er glaubte auch, nun damit fertig zu sein. Hoffentlich schrieb sie ihm nicht wieder. Jedenfalls wollte er dem Briefboten einen Wink geben, dergleichen Briefe stets nur ihm persönlich einzuhändigen.

Nicht durch das Mitleiden mit der Kranken war Hans Grüzmeier bewogen worden, das Geld zu senden; sondern darum hatte er es gegeben, damit er sich nicht vor sich selbst zu schämen brauchte.

*

Es war am dritten Tage nach jenem, an dem Marl sich entschlossen den Brief an Hans zu schreiben. Es war der schwerste Entschluß gewesen, vor dem sie jemals gestanden hatte. So schwer war es ihr selbst nicht geworden, von Hause fortzugehen. Aber die Krankheit hatte ihren Willen und ihren Stolz gebrochen, und Not und Angst waren für sie zu groß gewesen.

Sie war heute zum ersten Male aufgestanden für eine kurze Zeit und saß in dem alten, abgenutzten Sofa ihrer Wirtin in deren Stube. Sie hatte an diesem Abend Antwort erwartet, und die Unruhe hatte sie aufgetrieben. Sie war allein. Das Fenster stand halb offen und Marl konnte von ihrem Plage aus gerade die Krone des Baumes sehen, der sich durch die Steinplatten des Hofes durch und langsam immer höher und höher hinauf gearbeitet hatte.

Aber die Antwort war nicht gekommen. Sie hatte

immer noch gehofft. Doch es war schon so spät, daß der Postbote nicht mehr kommen konnte. Morgen — —

Sie lag nicht bequem. Sie fühlte in ihrem Rücken das harte Holz der Rücklehne, aber sie war so müde, daß sie sich nicht bezwingen konnte, eine andere Stellung einzunehmen. Ihre Gedanken nahmen immer denselben Weg, wie müde Pilger, die nur eine Hoffnung noch aufrecht hält. Sie klammerte sich an das Einzige, was sie zu besitzen glaubte; an das Einzige, was in den langen, letzten Wochen einer gänzlichen Verlassenheit vermocht hatte, sie aufrecht zu halten. Immer noch denselben Weg gingen die Gedanken — und sie logen ihr vor, es sei noch ein Mensch, der an sie dächte und der sie nicht vergessen hätte, weil er sie einmal geliebt. Morgen — —

Es war stiller als sonst im Hause. Nur ab und zu schlug das Zufallen einer Thür, das Schreien eines Kindes, das Rufen einer Frau schmerzhaft an ihr Ohr. Sie war so nervös geworden, daß sie das kleinste Geräusch nicht mehr zu ertragen vermochte. Sie wartete auf ihre Wirtin, die unten stand, und klatschte. Aber es war ihr lieb, daß sie noch nicht kam. Sie schauderte zurück vor dem dumpfen, heißen Bett, dem sie endlich für einige Stunden entflohen war.

Immer denselben Weg —: was er ihr wohl schreiben würde? — Vielleicht kommt er sogar selbst — doch nein, es war Unsinn, daran zu denken!

Sie schauderte zusammen. Wieder gesund sein! Ihr Kopf wurde auf einmal so schwer, daß sie ihn zurücklehnte an die Wand. Sie mochte noch nicht daran glauben, daß sie wieder gesund würde, denn sie fühlte

noch keine Wiederkehr der Kraft. Wenn sie nun gestorben wäre? Was er dann wohl getan hätte? Aber er hätte es gewiß gar nicht erfahren. — —

Sie hob mühsam wieder ihren Kopf und sah mit ihren großen, grauen Augen zum Fenster. Nichts als die rohe, schmutzig-graue Mauer des Nebenhauses, und die Krone des Baumes über die Brüstung hinübernickend; kein Stück vom Himmel. Selbst das Licht, das von oben mühsam durch die Dächer hier hinunterfiel, es war staubig und grau am Tage, und bei Nacht warf es nur die langen Schatten bis an die Hinterwand des Zimmers. Es wurde zunehmend dunkler im Zimmer. Nun kam bald die Nacht, eine jener schrecklichen Nächte, in denen sie wieder nicht schlafen konnte, in denen sie liegen mußte Stunde um Stunde, und warten auf den Morgen, trotzdem sie zum Sterben müde war. Dann kamen wieder die Gedanken. Wie die Spinnen würden sie herangekrochen kommen, aus allen Winkeln des Zimmers, die Gedanken, die sie so fürchtete, — die ihr zuflüsterten, daß es auch hätte alles anders sein können, wie es gewesen ihre ganze Jugend hindurch, und die verzehrenden Wünsche nach Leben und Heiterkeit. Sie sah starr zum Fenster hinaus, immer auf die kalkige, schwarze Wand da drüben, die immer dunkler und dunkler wurde. Wie traurig es war, so allein zu sein! Wenn nur die kleine Tochter ihrer Wirtin da wäre, das schmutzige Kind mit seinem frechen Lachen. Aber es war doch wenigstens ein Lachen. Vielleicht könnte sie dann mitlachen. Sie wollte rufen. Aber es war zwecklos. Es hätte sie doch niemand gehört.

Wieviel Uhr mochte es sein? Sie sah sich im Zimmer um, als hätte sie vergessen, daß es keine Uhr hier gab. Erst, als sie nicht fand, was sie suchte, fiel es ihr wieder ein. Die Leute waren so arm. Und dann dachte sie plötzlich an ihre eigene Armut und die schreckliche Angst wurde wieder in ihr wach, wenn nun — wenn nun auch morgen nichts käme? — Sie hatte ihrer Wirtin so fest versprochen, daß morgen Geld kommen sollte — wenn es nun ausbliebe! Was sollte sie sagen — und sie fiel zurück in jene brütende, dumpfe Verzweiflung, in der sie alle die Tage gelegen hatte, bevor sie an Hans Grüzemeyer geschrieben und nachdem sie ihren letzten Pfennig hergegeben hatte.

So saß sie da, mit ihrem trüben, stumpfen Blick, mit den vor Angst bebenden Lippen und den zuckenden Händen und die Hoffnung, die lügende Ketterin, wollte nicht wiederkommen. Sie sank in sich zusammen, als müße sie sich bergen vor dieser schrecklichen Angst, vor der Not, vor dem Morgen. Als ob sie gerichtet werden sollte — wegen eines Vergehens — so war ihr. Die furchtbare Genossin der Armut, die verwirrende Unsicherheit, redete ihr ins Ohr, daß es ein Verbrechen sei, arm zu sein, wie sie es immer dem Armen einzureden sucht, so lange, so quälend, bis er betäubt ist von der Wucht der Anklage und er sterben möchte, da es ihm Sünde gegen die Anderen zu sein scheint, noch weiter zu leben. Dieser schreckliche Wahn — er ist der größte Fluch der Armut, der menschenverlassenen Armut, der sich keine Hand, nein, kein Finger einer Hand entgegenstreckt, um sie emporzuheben aus ihrer Angst und ihrer Verzweiflung.

Wer aber noch Kraft unter ihnen hat, dem zerrißt dies Gewebe des Wahns und die Wahrheit dämmert oder flammt in ihm auf: daß auch er ein Recht an das Leben hat, weil er lebt, ein Recht, genau so groß und so unveräußerlich, wie jeder andere Mensch, und er wird es fordern von denen, welche es ihm entrissen haben in frevelnder Anmaßung, und sie mögen ihn verlachen und ihn niederhalten, so viel sie wollen, es muß einmal ein Tag der Abrechnung kommen, wo das Recht nicht mehr Unrecht, und die Wahrheit nicht mehr Lüge genannt wird! Und wehe dem, der dann noch so verhärtet ist, daß er das Recht nicht anerkennen und die Wahrheit nicht sehen will oder kann!

Wer aber schwach ist, der wird untergehen, als eines jener ungezählten Opfer der Härte und der Herzlosigkeit der anderen, verschüchtert und verstoßen von dem Tisch der Erde, der für Alle reich genug gedeckt wurde, und von dem er hungrig fortgetrieben wurde, weil ihm die Gefräßigkeit der Anderen selbst den Abfall nicht gönnte. Und traurig wird er bei dem Überfluß stehen und Mangel leiden und dann noch am Ende glauben, es sei seine eigene Schuld, und fortschleichen, um die Festesfreude der Anderen nicht zu stören, um verlassen und vereinsamt zu sterben!

— Marl hatte eine gute Nacht. Sie schlief so lange Stunden fest und traumlos hintereinander, wie seit Wochen nicht mehr. Als sie erwachte, war es gegen die fünfte Morgenstunde. Sie fühlte sich so gestärkt, daß sie am liebsten aufgestanden wäre. Ihre Schmerzen schienen in diesem Augenblick fast verschwunden; ihr

Kopf war klarer; etwas von der alten Lebensfreudigkeit war in ihren kranken, matten Körper zurückgekehrt. Sie blieb ganz still liegen, auf dem Rücken, und sah zur Decke empor. Die Ruhe, welche ihr so unerträglich geworden war in den letzten Wochen, tat ihr nun unendlich wohl. Sie vergaß sogar Alles, womit sie eingeschlafen war; ihre bange Hoffnung auf den heutigen Morgen und das Trostlose ihrer Lage.

Es wurde schon hell im Zimmer. An den weißen Wänden des niedrigen, unordentlichen Zimmers lag schon der Morgen mit jenem seltsam-hellen, staublosen Licht, welches so keine andere Tagesstunde kennt. Überall drang es hin mit seinem klaren Blick, in jede Ecke und jede Falte; nirgends ist Schatten, überall dieselbe grelle, unheimliche Beleuchtung. Dabei die Stille. Marl lag da und horchte auf einen Ton. Aber sie hörte nichts, nichts, außer dem eigenen, stillen, gleichmäßigen Atmen. Alles lag in Schlaf. Gewiß wachten um diese Stunde nur wenige Menschen, dachte sie. Nur die, welche sich schon jetzt zur Arbeit des Tages begaben. Auf der Straße war gewiß schon Leben. Aber ihr Zimmer lag an der Hinterseite des tiefen Hauses, und wie sollte über das Gewirr von Dächern ein Ton zu ihr hinüberdringen? Sie hüllte sich fester in die Decken, als ob sie fröde. Dann schloß sie wieder die Augen. Aber sie war so völlig frisch, daß kein Schlaf mehr kommen wollte.

Da fuhr sie plötzlich empor.

Ein gellender Mißton war an ihr Ohr gedrungen: ein langgezogenes, klägliches Bellen. Da noch einmal. Ein Hund war in der Nachbarschaft erwacht. Stoßweise

drang sein Bellen zu ihr; es lag etwas Erschreckendes in diesen einsamen, grellen Tönen. Sie setzte sich auf. Aber das Bellen nahm kein Ende. Sie hörte es immer deutlicher, und es wurde ihr immer unangenehmer. Immer in der gleichen Stärke: ein kurzes, lautes Aufbellen, dem ein langgezogenes, schrilles Heulen folgte. Fortwährend; gleichmäßig. Sie hatte es nie vorher gehört. Es mußte aus der Nachbarschaft kommen. Sicher lag das Tier in einem der engen, aneinandergepreßten Höfe an der Kette. Sie wartete. Es mußte doch bald ruhig sein. Aber der Hund bellte weiter; immer in denselben mißtönenden, schrillenden Lauten, genau in denselben Absätzen. Sie legte sich wieder nieder und preßte den Kopf in die Rissen. Aber der Hund bellte weiter und scharf und schneidend drang sein Heulen zu ihr, und sie mußte darauf hinhorchen. Es wurde ihr zuletzt so unerträglich, daß sie die Lippen aufeinander biß vor Ärger und Ungeduld. Wenigstens zehn Minuten schon hatte es gedauert; und der Hund bellte immer weiter. Wachte denn niemand auf und band ihn los?

Da — endlich! Aber schon in der nächsten Minute dasselbe gellende Aufbellen und das winselnde, klägliche Heulen. Diese krampfhaften Stöße — das Tier war krank. Diese Töne waren von irgendeinem quälenden Schmerze hervorgepreßt. Und immer weiter. — — Sie lag und horchte mit angehaltenem Atem, wartend auf den Augenblick, wo das Tier vor Erschöpfung innehalten mußte.

So lange und anhaltend hatte sie noch nie einen Hund bellen hören. Daß niemand aufwachte — sie ver-

stand es nicht. Und plötzlich ergriff sie eine furchtbare Wut gegen das Tier: sie hätte es erwürgt oder zu Tode gepeitscht, wenn sie es unter den Händen gehabt hätte. Sie haßte diese Kreatur! Sie preßte die Lippen aufeinander; aber klar und empfindend-gellend drang das anhaltende Bellen zu ihr. Es kamen von Zeit zu Zeit Pausen, aber immer wieder begann es. So hatte sie noch nie ein Ton gefoltert, wie diese schrecklichen, kranken Laute.

Sie konnte sich legen, wie sie wollte, sie mochte sich die Ohren zuhalten, sie mochte mit Gewalt ihre Gedanken auf Anderes richten — sie mußte es hören, und es durchdrang jedesmal schmerzhaft ihre Schläfen, wie eine spitze Nadel.

Ihre Nerven waren durch ihre Krankheit zerrüttet; ihr Gefühl hatte sich verfeinert und ihre Empfindungen waren gereizter geworden. Sie glaubte sogar in ihrer erregten Phantasie das Klirren der Kette zu hören, an der der Hund lag, glaubte, ihn bei jedem Aufheulen sich in die Höhe reißen zu sehen.

Sie konnte es zuletzt nicht mehr ertragen. Sie meinte, eine Stunde nun schon das Bellen zu hören, während es vielleicht erst eine Viertelstunde gedauert hatte.

Sie sprang auf, und warf sich auf den mit ihren Kleidern bedeckten Stuhl. Und wie von körperlichem Schmerze gepeinigt, schluchzte sie verzweifelt auf, als nun mit einem letzten, langen Aufheulen das Bellen des Tieres plötzlich verstummte.

Sie zitterte am ganzen Körper und fühlte, wie sie fieberte. Den Nacken hinunter zog eine eisige Kälte und sie schauderte zusammen. Aber sie hatte nicht mehr

die Kraft, in das Bett zurückzuzurückgehen. Als nach einer Stunde die Wirtin eintrat, fand sie das Mädchen halb liegend auf dem Stuhle, die nackten Füße gegen den Boden gestemmt und den Kopf hintenüber gesunken; halb bewusstlos und von Fieberfrost erstarrt. Marl mußte ins Bett zurückgetragen werden.

Sie schlief sofort ein.

Als sie am Nachmittage erwachte, gab ihr die Wirtin den Brief von Hans Grüzemeyer, sehr erstaunt, denn Marl hatte noch nie einen Brief erhalten.

Marl hatte Mühe vor Freude nicht aufzuschreien, als ihr die Scheine entgegenfielen.

Sie wollte sofort auf und in ihrem überströmenden Dankgefühl antworten. Sie war wie genesen. Aber erst als sie am Tisch saß, und beginnen wollte, fühlte sie, daß sie zu schwach zum Schreiben war. Sie vermochte es nicht.

Erst nach einigen Tagen erhielt Hans Grüzemeyer den folgenden Brief, den ihm der Briefträger persönlich übergab.

Berlin, den 19. 8. 85.

„Lieber Hans!

Eben war der Doktor hier und erlaubte mir zwei Stunden aufzubleiben, wozu ich auch gleich die Gelegenheit benutze und Dir zu danken. Du hast so edel an mir armem Mädchen gehandelt und der liebe Gott möge Dir alles vergelten, ich will Dir nun sagen wie ich mit Deiner lieben Unterstützung gewirtschaftet habe: die Wirtin bekam einen großen

Teil und dann wollte auch die Schneiderin für das blaue Kleid, Du kennst es ja! einen Teil haben; ich mußte es ihr geben, denn sie ist zu arm wie sie sagt, leider mußte ich auch eine Flasche starken Wein haben. Der Doktor sagt es müsse sein. So war ich denn die letzte Woche noch im Besitz von 4 Mark, am Dienstag bekam ich aus der Krankenkasse 3 Mark, essen darf ich jetzt schon mehr auch Fleisch. Ich habe nur mehr eine Mark und einige Pfennige aber ich spare recht lieber sage ich ich habe keinen Appetit und nehme ein Löffel Wein mehr, es ist doch recht traurig wenn man in solch einer Lage ist und gar niemanden hat der einen beisteht. Ich zittere schon am ganzen Körper vom Schreiben Du mußt schon verzeihen aber ich darf ja eigentlich noch gar nichts tun muß froh sein wenn ich stehn kann u. nicht umfalle Tausend Dank für Deine Hülfe Du bist ein guter Mensch ich werde es Dir nie vergessen u. gern in Raten sobald es mir möglich zurückzahlen ach wenn ich nur ins Geschäft gehen könnte ich kann nicht mehr schreiben lebe wohl und es grüßt Dich

Deine Marl."

Als Hans Grüzmeier diesen Brief gelesen hatte, lächelte er mit jenem eigentümlichem Zug, der sich immer um seinen Mund legte, wenn eine Sache zur Zufriedenheit beigelegt war. Die wären wir los, dachte er bei sich; es ist doch gut, daß sie wieder besser ist. Daß sie noch einmal an ihn schreiben könnte, dachte und erwartete er nicht. Wozu auch? — Sie war ja jetzt aus dem Argsten heraus.

Er zerriß den Brief in kleine Fetzen und ließ sie durch die Finger in den Papierkorb fallen. Dann pffiff er leise vor sich hin, und dachte an etwas anderes, was ihm angenehmer war.

*

Diesmal aber hatte er sich getäuscht. Denn schon nach Verlauf von wenigen Tagen erhielt er abermals einen Brief mit den großen, deutlichen, schiefen Buchstaben. Er war rot vor Ärger, als er ihn aufriß.

Was wollte dies Frauenzimmer denn schon wieder von ihm? —

Berlin, den 23. 8. 85.

„Lieber Hans!

Daß ich so oft an Dich schreibe hätte ich nicht gedacht und Du darfst mir nicht böse sein. Allein meine jetzige Lage zwingt mich dazu ich bin in großer Not allein mir ist ein Anerbieten gemacht worden u. da bist Du es den ich in der Angelegenheit um Rat u. Hülfe bitte. Nämlich mir ist jetzt vor allem noch verboten auszugehen ich darf nun schon 6 Stunden außer dem Bett zubringen essen was der Arzt vorschreibt denn er sagt wenn ich seinen Anordnungen nicht Folge leiste so wird mein Zustand ein kronischer u. siehe allmählig dahin! ich habe nur 2 Rettungsanker der eine bist Du der andere folgend beschr. Anerbieten:

Vorgestern klopfte es an unserer Wohnstube ich liege am Sopha (denn ich bewohne doch mit meiner Wirtin eine Wohnstube gemeinsam). Ich fühle mich

so heimatlos wenn ich so allein wohnen soll) meine Wirtin macht auf u. es fragt ein elegant gekleideter Herr nach mir meine Wirtin ganz pass über den Besuch läßt ihn aber eintreten ich da ich den Herrn im Leben nicht gesehen habe noch erstaunter erste Szene gegenseitige Verwunderung nämlich meiner Wirtin und mir! Endlich stellt sich der Herr vor als Herr von Seehagen oder so ähnlich u. beginnt folgende wenigstens ähnlich lautende Ansprache: es ist zwar nicht schieklich einer mir ganz unbekanntem Dame einen Besuch zu machen aber ich glaube daß mich die Empfehlung eines Freundes (aber ich weiß gar nicht wer der ist), der Sie sehr genau kennt und mir ihre Lage in den frischesten Farben schilderte befürwortet. Also er brachte es endlich so heraus daß er mir ohne jedes eigennützige Gefühl aus meiner Lage helfen will, aber ich weiß nicht Hans darf ich ihm vertrauen? Ich brauche jemand der mir hilft Hans, ich kann mir nicht helfen ich bin zu krank ich habe gestern wieder 3 Mark bekommen aber Hans ich werde nicht fertig das wußte ich nicht alles alles kostet Geld. Meine Wirtin hat nichts das wäre die einzige Seele die mir helfen würde wenn sie nur könnte. Ach Hans hilf oder rate mir ich bitte dich ich sitze wie auf Kohlen der Herr ließ mir Bedenkzeit zwei Tage er ließ mir auch seine Karte die ich mitsende. Der Doktor kommt lebe wohl und sei tausendmal gegrüßt von

Maxl.“

Diesmal setzte sich Hans Grüzmever sofort an seinen Schreibtisch. Diesem Herrn von Seehagen wollte er

das Handwerk legen und keinesfalls sollte dieser Mensch etwas vor ihm voraus haben. Es war ihm ein förmliches Vergnügen, wie er nun mit seinen schönen, regelmäßigen Buchstaben an Marl schrieb: „Liebes Kind! Ich will Dir noch einmal Geld senden. Mit dem Herrn von Seehagen aber laß Dich nicht ein, wir wissen beide ganz gut, was er will. Hoffentlich wirst Du bald ganz gesund. Mehr kann ich Dir nun aber wirklich nicht geben, Du mußt sehen, wie Du zurecht kommst. Lebe wohl. Dein H.“ Dann packte er abermals 30 Mark ein. Er rieb sich die Hände.

Dieser Mensch, wie schlau er es anfang! Und woher er es wohl wußte? Aber doch eigentlich recht gemein, ein krankes Mädchen — Hans war etwas sittlich entriistet. Nun, dem würde auch schon heimgeleuchtet werden.

Und Hans Grüzmeier lachte vor sich hin, und rieb sich die Hände.

Marl genas langsam. Doch sie fühlte selbst, wie zerrüttet ihr Körper war. Sie hatte in den Nächten während der kurzen Stunden des Schlafes seltsame Träume, und oft erwachte sie gegen Morgen, aufgeschreckt und schweißgebadet, denn in ihre Ohren war ein lauter, gellender Miston geklungen, wie das Bellen eines kranken Hundes. Dann lag sie da, mit aufgerissenen Augen zur Decke emporstarrend und glaubte, sie müsse es jeden Augenblick wieder hören, so schrecklich und erregend wie an jenem Morgen. Und während Alles um sie still blieb und der Morgen langsam die Falten der Nacht mit den

stillen Händen auseinanderschob, lag sie da in Angst und Erwartung, bis der Tag begann.

— Die Sendung Hans Grüzmeyers war doch zu spät gekommen. Wenige Stunden vorher hatte sie von Herrn von Seehagen eine andere Unterstützung angenommen, und damit das Drängende, das Notwendigste bezahlt. Sie konnte nicht anders. Aber sie hatte sofort die Summe von dem Gelde Hans Grüzmeyers wieder voll gemacht, um sie zurückzugeben, wenn der andere wiederkommen sollte. Sie wartete auf ihn. Sie konnte sich nicht mehr freuen, trotzdem sie sich ausgerechnet hatte, daß sie nun geborgen sei, wenn sie, wie sie hoffte, in acht Tagen wieder ins Geschäft gehen könnte. Sie war zu müde, um sich noch zu freuen. Was sie noch an Jugend und Frohsinn besessen hatte — ihre Krankheit hatte alles bis auf den letzten Rest genommen, sie fühlte es.

Gegen sechs Uhr würde er wohl kommen, der fremde Herr. Sie saß und wartete. Sie hörte, wie er die Treppe herauf kam, und fühlte, wie sie rot wurde, trotzdem sie sich so fest vorgenommen hatte, recht ruhig und freundlich zu sein. Sie hatte ihre Wirtin gebeten, um sechs zu Hause zu sein, aber sie war nicht gekommen. Sie wollte auf die Türe zueilen, den Riegel vorschieben und auf das Klopfen keine Antwort geben. Aber ihre Füße waren wie gelähmt. Er mußte zweimal klopfen, ehe sie „Herein“ — rufen konnte.

Er hatte viel Ähnlichkeit mit Hans Grüzmeier, dieser Herr von Seehagen. Es war dasselbe geistlose Gesicht, mit dem angeklebten Scheitel auf der Mitte der Stirn,

dieselbe enganschließende Kleidung, der hohe enge Kragen und dasselbe etwas gezierte Wesen. Was aber Marl sehr sonderbar vorgekommen war, sie hatte gesehen, wie er um das linke Handgelenk unter der weiten Manschette ein silbernes Armband trug mit einer Kugel. Sie konnte seitdem nicht an ihn denken, ohne daß ihr zuerst dies Armband einfiel.

Als er eintrat, war seine erste Frage nach ihrem Befinden. Aber sie begann sofort (etwas zögernd zwar) damit, wie froh sie sei, ihm das geliehene Geld schon jetzt zurückgeben zu können. Sie habe von anderer Seite Hilfe erhalten. Dann dankte sie ihm in ihrer einfachen Weise.

Er versuchte zuerst zu lachen, aber er kam damit nicht ganz zurecht, als er ihren Ernst sah. Dann sprach er etwas, daß von Zurückgeben keine Rede sein könne. Sie sah ihn so fest an, wie es ihr nur möglich war, indem sie ihm das sorgsam eingewickelte Geld über den Tisch hinüber zuschob. Der elegante Herr wurde einigermaßen verlegen. Er meinte dann, sie möge das Geld doch behalten, bis bessere Zeiten für sie kämen. Aber Marl bat ihn noch einmal ruhig und dringend, das Geld zurückzunehmen, sie sei jetzt von aller Sorge befreit. Er sprach von „merkwürdigem Eigensinn“, suchte dann das Gespräch auf anderes zu lenken, aber Marl antwortete auf Alles so müde und einsilbig, daß er endlich etwas geärgert aufstand, und fragte, ob er vielleicht zu besserer Zeit wiederkommen könne. Aber sie bat ihn, es nicht zu tun. Wenn er aber vielleicht in vierzehn Tagen einmal in der Wirtschaft nachfragen wolle . . .

Er stand vor ihr.

— Sie sind ein sonderbares Mädchen, sagte er und streckte ihr seine Hand hin, in welche sie langsam die ihre legte. Sie reizte ihn. Und plötzlich beugte er sich nieder und wollte sie küssen. Aber sie fuhr jäh mit einem solchen bangen Ausdruck des Entsetzens vor der gefürchteten Annäherung zurück, ihre Hand aus der seinen reißend, und sich hintenüberbeugend, daß er innehielt.

Er nahm sich wieder zusammen und griff nach seinem Hut. Sie starrte ihm nach. Als er aber der Thür zuging, sah sie das Geld noch auf dem Tisch liegen, und indem sie sich mit aller Aufbietung ihrer Kräfte erhob, schleppte sie sich ihm nach, und rief halbweinend: „Aber so nehmen Sie doch Ihr Geld, mein Herr! Was wollen Sie denn eigentlich von mir —“

Sie sah ihn noch einmal an. Da sah sie in seinem Gesicht das Widerspiel der Selbstsucht und des Begehrens so deutlich, und in seinen kalten Augen eine solche Eiskälte, daß ihr in diesem Moment kein Zweifel mehr darüber war, weshalb ihr dieser Mensch seine Hilfe angeboten hatte. Und es war ihr, als fühle sie immer noch den Atem seines Mundes, der sie eben gestreift hatte.

Er nahm wirklich das Geld, das sie in der ausgestreckten, zitternden Hand hielt. Dann schloß sich die Thür hinter ihm. Er hatte es vermieden, sie noch einmal anzusehen.

Sie stand noch immer auf derselben Stelle und fühlte, wie der Abscheu sie durchbebt.

O wie gemein das alles war! Gab es denn wirklich keinen uneigennütigen Menschen mehr? — Doch sie

dachte an Hans Grüzmeier, und wie er nie so gehandelt hätte, und wenn Sehnsucht, Dankbarkeit und Vertrauen Liebe sind, so liebte sie ihn in dieser Stunde wirklich.

Als ihre Wirtin kam, erzählte sie ihr alles; aber auch diese meinte, sie hätte wohl etwas zuvorkommender sein können, so schlecht seien doch die Menschen nicht, wie sie glaube, und dieser Herr habe doch gewiß keine schlechten Absichten gehabt. Sie könne es wirklich nicht glauben, und sie sei doch schon eine alte Frau, die viel von der Welt gesehen.

*

Marl saß wieder auf ihrem gewohnten Platz, in die harte Sofaecke gedrückt und sah vor sich hin. Ihr war in der letzten Stunde plötzlich ein Gedanke aufgestoßen, über welchen sie nicht hinweg konnte. Sie mußte immer daran denken, aber sie konnte sich nicht mehr recht besinnen, was es eigentlich gewesen war. Sie war so müde, daß sie sich schon im nächsten Augenblick nicht mehr auf das besinnen konnte, woran sie noch eben gedacht hatte. So blieb sie sitzen, apathisch und still, bis sie gemahnt wurde von ihrer Wirtin, ins Bett zu gehen. Sie wäre am liebsten hier sitzen geblieben. Sie wußte, sie würde nicht schlafen können. Die Gedanken würden wieder kommen, und die Angst, und die Schmerzen in der Brust —

Aber sie mußte sich doch zu Bett schleppen.

Sie schlief indessen etwas, wenn auch nur eine Stunde. Dann wachte sie plötzlich auf, von Durst gequält und mit heftigen Stichen in der Schläfe. Sie

griff mit der Hand nach dem Wasserglase neben ihr am Bett und trank. Es war nur ein Schluck noch im Glase und er vermehrte nur noch ihren Durst. Aber eher wäre sie erstickt, als bis sie sich ermannet hätte aufzustehen.

Sie schloß die Augen, um wieder zu schlafen. Aber es war umsonst. Sie wußte ganz gut, daß sie nun bis zum Morgen wachen mußte. Sie glaubte übrigens länger geschlafen zu haben, als es der Fall war. Ihre Schmerzen in den Schläfen ließen nach. Aber da kamen die Gedanken wieder, wie die Spinnen aus allen Ecken des halbhellen Zimmers und krochen an dem Bettrand empor und in die Stirn hinein, und fingen an zu bohren und zu wühlen, unablässig und quälend. Und auf einmal fiel Marl wieder ein, was es gewesen war, das sie vorhin, als die Wirtin mit ihr gesprochen hatte über den Herrn, durchzuckt hatte. Da war er wieder, der Gedanke. —

Mit fürchterlicher Klarheit und Nüchternheit stand er nun wieder vor ihr: daß es zwecklos gewesen war, so rein zu leben, wie sie versucht hatte sich zu erhalten in täglichen Kämpfen und in trotzigem Stolz! Wie zusammengebrochen war Alles plötzlich. Wozu hatte sie so gelebt? Für wen eigentlich? Weshalb hatte sie nicht das getan, was alle anderen auch getan hätten? Sie hätte lachen mögen vor dumpfer Verzweiflung. Aber sie konnte ja nicht mehr, weder lachen, noch weinen. Es war ihr Alles so grenzenlos gleichgültig geworden.

So plötzlich fiel dieser Gedanke wieder in ihr Bewußtsein zurück, daß er sie willenlos mit sich forttriß. Sie wußte, es lag etwas Wahres in ihm; und dies

Wahre drängte sich ihr auf und nahm sie gefangen. Aber entstanden war dies Bewußtsein ganz langsam, nach und nach, in den letzten Wochen während der einsamen Stunden der Krankheit, in welchen ihr auch so manches andere näher gerückt worden war, was ihr bis dahin ferner gelegen hatte.

Nun hatte sich Alles, was sich in ihr angesammelt hatte an halben Wahrheiten, halben Zweifeln und halben Gefühlen auf sie geworfen und sie überwältigt.

Sie krallte die Finger tief in die Bettdecke. In diesem Augenblicke hätte sie sich Jedem hingegeben, der hereingetreten wäre und nach ihr verlangt hätte. Jedem — für nichts! — Sie fühlte, daß sie sich selbst auf das Schmähslichste betrogen hatte, um Alles: um ihre Jugend, die nun hin war, um ein Glück, das sie nie bejessen, und daß sie nun dafür wieder um ihr Einziges betrogen worden war: um ihren Stolz. Was an Sinnlichkeit in ihr lag und was sie so lange nicht hatte beachten wollen und mit übermenschlicher Anstrengung erstickt hatte, es brach nun hervor aus dem frankten, elenden Körper und verlangte mit seiner ganzen Ungeßtümtheit sein Recht. Ja, sie sehnte sich gradezu danach, in dieser Nacht in den Armen eines Mannes zu liegen, und alles kennen zu lernen und alles selbst zu genießen, was sie so oft geahnt hatte in wüsten Träumen, in scheuer Begierde und in schreiender Sehnsucht; alles, von dem sie so oft hatte sprechen hören in halben Worten, in zynischen Andeutungen, in unterdrückten Seufzern; was sie gelesen hatte in langen, gierigen Blicken, in halbverstandenen Bewegungen, in seltsamem Lachen; alles, was fort-

während nach ihr über die Mauer gelugt hatte, mit welcher sie sich in ihrer stolzen Reinheit so kühn umgeben und hinter welcher sie sich so sicher geglaubt. Ja, Alles, Alles! — —

Wofür hatte sie sich denn bezwungen bis heute in diesem unausgesetzten, bitteren Kampfe, in dem sie nicht einmal Siegerin geblieben war? — Waren diese Menschen alle, von denen sie umgeben war, es denn überhaupt wert gewesen, daß sie, um von ihnen geachtet zu werden, so geliebt hatte? Ob sie von Menschen, wie diese waren, ge- oder verachtet wurde, konnte ihr das nicht im Grunde genommen völlig gleichgültig sein? Von Menschen, vor denen allen sie selbst nicht die Spur Achtung hegen konnte? Es war so bitter, dies Denken, aber es riß sie fort und sie lag da mit aufgerissenen Augen und trockenen Lippen und starrte in das schweigende Dunkel — niemand, — niemand! — — — Da war nicht ein einziger, für den sie ihrem Handeln noch irgendeinen Zwang hätte auferlegen mögen . . . Mochten sie alle von ihr denken, was sie wollten! Was hatte es ihr genügt, dies Allein stehen unter den anderen? Wer bewies ihr denn Achtung? Kein Mensch! Sie war die Kellnerin, das verachtete Mädchen, welches sich selbst unter den Strich gestellt hatte, den die Ehrbarkeit zwischen sich und die „Anderen“ gezogen. Zum ersten Male wurde ihr dies völlig klar. Sie hatte bisher alles um sich her mit ihrem eigenen Blicke betrachtet. Nun sah sie auf einmal Alles mit den Augen der Anderen, und Alles hatte sich plötzlich verschoben und erschien ihr in anderem Lichte.

Sie fühlte in diesen Stunden keine Schmerzen und

keine Müdigkeit. Fest in die Kissen gepreßt lag sie da und biß in das Leinentuch, um vor Verzweiflung nicht aufschreien zu müssen und ihre Wirtin zu wecken, die so leicht schlief und für die der Schlaf so kostbar war nach der schweren Arbeit des Tages.

Und Marl dachte immer weiter.

Alles hätte anders sein können. Wie trostlos lag nun alles vor ihr! — Ihre Gedanken verwirrten sich; sie kreisten immer um Eins, aber sie wurden immer verworrener und kamen ihm nicht näher. Nur ein dumpfes, halbklares Gefühl schrie ihr fortwährend zu: das, was du für gesundes Gefühl gehalten hast ist nichts weiter gewesen als eine hochmütige Überhebung über deine eigene Natur, welche nun dies alles von sich abgeschüttelt und ihr Recht verlangt hat. Nicht einmal das Bewußtsein blieb ihr, daß sie wahr gewesen war. Nein, sie wußte jetzt sogar, daß sie sich selbst fortwährend belogen hatte, und es dämmerte ihr auf, daß wahre Sittlichkeit nicht darin besteht, die gesunden Regungen der Natur in den albernen, wahnwitzigen Ansichten eines frankten, unnatürlichen Sittengesetzes zu ersticken.

Sie ahnte das nur. Ihr kleiner, beschränkter Geist, der nie über die Stunde, nie über den engen Kreis ihres armen Lebens hinausgesehen hatte, tastete nur halb unsicher, halb angstvoll an all diesen Vorurteilen, und suchte vergebens nach einem Ausweg. Aber wenn in diesen Stunden eine andere Leidenschaft ihr genahet wäre, sie wäre ihr willenlos erlegen. Denn sie wußte gar nicht mehr: was war Recht und was war Unrecht, was war Sünde und was war Wahrheit! Sie wollte es auch gar

nicht mehr wissen, sie wollte leben, leben! Es kümmerte sich ja doch kein Mensch um sie, ob sie lebte, oder ob sie starb, ob sie rein oder entehrt war. Und im Grunde war es auch egal, ob sie sich des Abends da draußen auf der StraÙe umhertrieb und in Sammet und Seide ging, oder ob sie sich in dem elenden Loch abquälte für die paar Pfennige Trinkgeld, und dort die Roheiten und Gemeinheiten mit anhören mußte, oder ob sie wieder nach Hause ging, und sich von dem schändlichen Weibe prügeln ließ und von Neuem das Elend ihres Schwächlings von Vater mit ansah — — aber nein, daran wollte sie nicht mehr denken, damit wenigstens war sie fertig. Lieber tausendmal sterben, als das noch einmal! —

Der Sturm ihrer Sinnlichkeit hatte sich gelegt. Sie war wieder zurückgesunken in die Teilnahmlosigkeit der letzten Wochen. Aber sie war in dieser Nacht eine ganz andere geworden.

Alle ihre Anschauungen hatten sich geändert, alles lag vor ihr in anderem Licht, und in ihr Herz hatte sich der Haß gesenkt, dieser seltsame Bruder der Liebe, dies urwüchsige Kind des Rechtsgefühls, diese einzig wahre Regung des Menschenherzens, welche in die eine Seele den Schatten, und in die andere das Licht wirft, den Haß, welcher himmelhoch die Liebe überragt, wie das Gefühl den Gedanken, und der die scheußlichste Freveltat und die edelste That der Überzeugung mit ganz den gleichen Mitteln gebärt.

Marl wußte jetzt, was Leben heißt: daß die Schwere und Härte des Lebens nicht in der Schwere und Härte der Arbeit, sondern in der dumpfen Angst, die

es mit jeder neuen Erkenntnis in das Herz senkt, be-
sieht.

Sie war in einen halben Schlummer gefallen; aber
er war so leicht und unstät, daß sie fühlte, wie die
Schmerzen in ihrem Körper wieder begannen.

Es war fast Morgen, als sie ganz erwachte. Die graue
Wirklichkeit trat wieder vor sie hin und sie dachte jetzt
nicht mehr daran, ob ihr Denken und Handeln gut oder
falsch war, sondern ob sie heute noch von ihrem wenigen
Gelde zu leben imstande sei, oder ob sie auch heute
Appetitlosigkeit heucheln sollte, um für morgen einen
Bissen mehr zu haben, oder ob sie nicht auch zu schwach
dazu sei. Und jetzt fiel ihr auch auf einmal wieder
Hans Grüzmeier ein.

Ihre Gedanken flüchteten aus der Not und der Angst
wieder zu ihm, der ihr in letzter Zeit immer wie der einzige
Fleck festen Landes gewesen war. Da dachte sie auch
plötzlich daran, daß sie ja Geld genug habe — hatte sie
denn ganz vergessen, daß er ihr gestern Abend Geld ge-
sandt hatte? — Gestern abend? — Ja, was war denn
Alles gestern Abend gewesen? —

Da — während sie dalag und ihr Alles wieder ein-
fiel und der Morgen immer klarer ins Zimmer fiel —
da drang plötzlich durch die helle Stille ein lautes, auf-
fläffendes Wellen an ihr Ohr, und in atemlosem Ent-
setzen richtete sie sich jäh in die Höhe. Der Hund —
da war er wieder! Sie lauschte in bebender Spannung.
Es dauerte fort. Ganz dieselben langgezogenen, schrillen,
nervenerregenden Laute, wie an jenem Morgen. Sie

warf sich nieder und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. Aber es half nichts.

Sie vermochte es nicht zu ertragen. Sie sprang auf und griff nach ihren Kleidern. Sie wollte fort. Hinaus! Fort von hier! Einerlei wohin!

Und während sie sich ankleidete, durchzuckte jäh ein Gedanke ihre Stirn, der ihr bis dahin ganz fern gelegen hatte. Wie, wenn sie zu Hans Grüzmeier ginge? — —! —

Sie dachte in fliegender Eile weiter, immer und unaufhörlich verfolgt von jenem Bellen. Das war das Einzige, was ihr noch übrig blieb. Dieser Mann war der einzige, der ihr geholfen hatte, der sie liebte, dem sie vertraute!

Wenn sie hier bliebe, würde es doch in wenigen Tagen wieder beginnen, das Elend, das ihr jede Kraft genommen, es auch noch einen Tag länger zu ertragen.

Aber Hans würde ihr helfen und raten, und sie dort behalten, bis sie genesen war — und . . .

Sie dachte alles in stürmischer Hast durch. Etwas von ihrer alten Kraft und Energie war wieder über sie gekommen und ließ sie diesen Gedanken festhalten und verfolgen. Sie dachte nicht daran, wie töricht und verzweifelt er war, sie überlegte keine Folgen, sie wollte nur gerettet sein. Und dazu gab es nur noch diesen einen Ausweg. So stand es bei ihr fest. Jetzt, jetzt brauchte sie Liebe! Und jetzt wollte sie Liebe geben! — —

Sie raffte zusammen, was ihr in die Hände kam, wahllos und unordentlich und band es zu einem Bündel.

Dann griff sie nach ihrem Gelde. Es mußte reichen bis dahin. Dann hatte sie nichts weiter nötig.

Sie ließ ihrer Wirtin ein paar Zeilen zurück in ihrer großen, zitternden Schrift. Nichts sagen — sie würde sie nicht gehen lassen! Recht leise, damit keiner geweckt würde . . .

Sie war fertig. Da wollte ihr der Mut sinken. Aber das Bellen schreckte sie wieder von Neuem auf, das sie in den letzten Minuten ganz vergessen hatte.

Vorsichtig und leise öffnete sie die Tür. Dann trat sie noch einmal an den Tisch und schrieb, während sie in der linken Hand fest ihr kleines Bündel hielt, auf das Papier noch: „Vielen, vielen Dank für alles!“

Sie sah sich noch einmal um. Sie hatte ein Gefühl, als habe sie etwas Wichtiges vergessen. Aber es war wohl nichts. Fort, nur fort! Jeden Augenblick konnte jemand kommen.

Sie glitt die Treppe hinunter. Der Schlüssel in der Haustür ging so schwer; sie mußte beide Hände zu Hilfe nehmen, um ihn umzudrehen. Das Schloß sprang klirrend zurück. Sie riß die Tür auf und machte sie schnell wieder hinter sich zu.

— Wenn mich nur niemand hört, war ihr einziger, fortwährender Gedanke, — und mich zurückholt!

Als sie draußen stand, fühlte sie erst, wie schwach sie war. Sie eilte aber trotzdem hastig die leere Straße hinunter. An der Ecke stand ein Wagen; der Kutscher schlief. Sie rief ihm nach kurzem Besinnen zu.

— Ich will zum Bahnhof, sagte sie.

Der Kutscher richtete sich mürrisch auf und blinzelte auf sie nieder.

— Zu welchem Bahnhof denn?

Sie nannte ihm den Namen der Stadt.

Sie mußte sich selbst den Schlag öffnen. Als sie endlich saß und der Wagen fortrollte, kam eine Art dumpfer Betaubung über sie; so saß sie bewegungslos und halb schlafend, bis der Wagen hielt.

— Karl hat sich nie mehr daran erinnert, was an diesem Tage mit ihr vorgegangen ist.

Sie wußte noch, daß sie den Kutscher bezahlt und sich ein Billett genommen, und daß sie dafür fast ihr ganzes Geld hingegeben; daß sie dann im Waggon einer grobschrdtigen Frau mit einem stillen, häßlichen Kinde, dessen Augen entzündet waren, gegenüber gesessen und daß ihr diese von ihrem Essen mitgeteilt und ihr viel erzählt hatte; daß diese gutmütige Frau ihr dann gesagt, wo sie aussteigen müsse, und daß sie dann den andern Menschen nachgegangen war, worauf sie auf einen ziemlich leeren Platz vor dem Bahnhof gelangt war und das Schild eines Gasthauses gelesen hatte. Dann, daß ein schmutziger Kellner sie in das Zimmer brachte, in welchem sie jetzt war. Alles andere hatte sie vergessen: der ganze, lange Tag schien gar nicht von ihr erlebt zu sein; sie mußte alles halb besinnungslos getan haben, in einer unbewußten, dumpfen Stumpfheit. Sie wußte nicht mehr, woran sie gedacht; sie hatte sich weder gefreut noch geängstigt, Hans Grüzmeier wiederzusehen; nach dem plötzlichen, nervösen Aufraffen am Morgen war eine

lange, dämmernde Gleichgültigkeit gefolgt, die sie völlig der Wirklichkeit entrückt hatte.

Erst jetzt trat diese ihr wieder näher und es kam ihr allmählich zum Bewußtsein, wo sie war und was sie getan.

Sie saß noch immer regungslos auf demselben Stuhl, auf den sie sich müde hatte hinfallen lassen, als sie vor einer Stunde angekommen war. Das Zimmer war klein und niedrig, und die Wände mit einer schmutzigrünen Tapete bedeckt. Es lag nach hinten hinaus, aber nur einen Stock hoch. Durch das halboffene Fenster drangen die Gerüche der darunter liegenden Küche in das Zimmer, widerlich und erstickend. Der Tisch war mit einer ordinären, roten Decke bedeckt und das einzige, was darauf stand, war ein ausgetrocknetes Tintenfaß. Als Marl dies sah, fiel ihr ein, daß sie Hans schreiben müsse, sie sei hier. Aber als sie schon aufstehen wollte, um nach dem Kellner zu rufen, durchdrang sie eine Art Scheu davor, was wohl Hans sagen würde, wenn er so plötzlich die Nachricht bekäme. Und sie blieb sitzen. Sie war auch so müde.

Ihre Gedanken aber wurden immer klarer. Immer mehr dachte sie über alles nach, was sie getan hatte am Morgen, und was sie nun tun wollte und mußte. So nah war sie ihm — wo er wohl wohnte? Vielleicht nur wenige Häuser entfernt. Und er hatte keine Ahnung, daß die Marl ihm so nah war! Dann dachte sie wieder an das Wiedersehen. Was er wohl sagen würde? war der immer wiederkehrende Gedanke. Ob er sie wohl in die Arme nehmen und sie küssen würde, wie schon einmal?

Sie fühlte sich jetzt so sicher und hatte gar keine Furcht mehr. Wozu auch? Sie war ihm ja so nah, und dann liebte er sie. Und für einen Menschen, den man liebt, tut man Alles. Sie glaubte auch, daß sie wieder gesund werden würde, denn sie hatte trotz der langen Reise gar keine Schmerzen.

Noch einmal wollte sie auffspringen, um ihm zu schreiben. Sie sehnte sich nach ihm, nach irgendeinem Menschen. Es war Alles so eigentümlich still und bedrückend in diesem Hause. Aber wieder blieb sie sitzen. Sie wollte bis morgen warten. Er war gewiß auch gar nicht zu Hause, denn sie wußte, daß er Abends meist ausging.

Es mußte auch schon spät sein. Sie würde sicher gar keinen Boten mehr finden.

Wenn sie nur schlafen könnte! Aber besser sie blieb noch etwas sitzen, bis sie müder wurde. Sie hätte wohl gern etwas zu essen gehabt, aber sie mochte nicht rufen.

Es war so kalt und ungemütlich in diesem Gasthof. Wie leer und fremd dies Zimmer war! Sie sah sich um. An der Wand hingen zwei Bilder. Maxl konnte von ihrem Stuhl aus nicht erkennen, was sie vorstellen sollten. Aber sie sah doch, daß sie sehr schlecht und roh waren. Sie hatte etwas Geschmack und konnte recht wohl Gutes und Schlechtes unterscheiden. Aber sie hatte fast nichts gesehen, und ihr Gefühl war völlig unausgebildet.

Sie wandte ihren Blick weg und sah zum Fenster hinaus. Sie konnte ein Stück vom Ende des Hofes

sehen und die Stallungen, die dort lagen. Mehrere Leute arbeiteten dort. Sie erkannte den Kellner, der sie in dies Zimmer gewiesen hatte. Er hatte seinen schmutzigen Frack abgelegt und stand in Hemdärmeln da. Sie hörte, wie er mit einem Frauenzimmer sprach, aber obwohl sie nicht den Sinn verstand, erschien ihr seine Sprechweise doch seltsam fremd und schwerfällig.

Es wurde immer dunkler im Zimmer. Die Schatten schienen von der Decke auf sie herabzufallen. Die Luft, die träge zum Fenster hereinquoll, war feucht; es war einer jener trostlosen Abende zwischen Herbst und Winter, die wie Ahnung eines Kommenden auf den Menschen liegen. Keine hoffende Freude, nur brütende Angst und absterbende Trauer, wohin das Auge reicht.

Im Hause war es nun völlig still. Marl hatte nun stundenlang so gesessen, auf dem Stuhl am Tische, die Hände müde im Schoße und vor sich hin sehend. Da stand sie endlich auf. Sie wollte zu Bett. Aber als sie die Decke zurückschlug und sah wie schmutzig und gebraucht es war, nahm sie ein Kopfkissen und trug es zum Sofa. Dann wollte sie ihre Hände waschen und ein Glas Wasser trinken. Aber alles war ausgetrocknet und der Boden der Flasche mit gelbem Staub bedeckt.

So ging sie wieder zum Sofa zurück und streckte sich darauf aus. Die Lage war so unbequem, daß sie glaubte nicht schlafen zu können. Aber sie blieb liegen. Sie war völlig angekleidet geblieben; nur ihren Strohhut hatte sie abgelegt.

Noch einmal dachte sie an Hans. Morgen würde alles anders sein, wenn sie mit ihm gesprochen haben

würde. Er würde für seine kleine Marl sorgen. Er war immer so freundlich und zuvorkommend gewesen. . . . Dann schief sie ein. Sie hatte während der Nacht lange, unklare Träume. Aber sie führten sie alle weit von der Wirklichkeit weg.

*

Sie hatte ihm geschrieben und wartete nun auf ihn. Nur wenige Worte: sie sei da und er möge kommen. Sie wartete auf ihn, mit einer stillen Freude und doch mit der ängstlichen Unruhe, welche wir vor der Erfüllung jeder Hoffnung empfinden.

Der Kellner war dagewesen, und hatte ihr Wasser und Frühstück gebracht. Aber sie ließ beides unberührt, trotzdem ihre Hände staubig und feucht und ihre Lippen trocken und durstig waren. Ihre wachsende Erwartung ließ sie zu nichts kommen.

Sie hatte dem Kellner alles Geld gegeben, was sie noch besaß und er hatte ihr erfreut versprochen, den Brief gleich selbst zu besorgen. „Gewiß kenne er den Herrn Grüzemeyer, der sei der Sohn von dem reichen Herrn usw.“ Er hoffte auf weitere Trinkgelder, und dann wollte er auch gerne wissen, was dies Mädchen mit dem jungen Herrn Grüzemeyer zu tun habe. Gewiß eine nicht ganz saubere Geschichte.

Daher gab er denn auch den Brief nicht ab, sondern verlangte den jungen Herrn persönlich zu sprechen. Hans Grüzemeyer war eben aufgestanden und wurde vom Frühstückstisch fort an die Thür gerufen. Er war schlechter Laune und nahm den Brief schnell aus der Hand des Überbringers.

— Antwort? fragte er.

— Ich weiß nicht, Herr Referendar, wollen Sie bitte lesen —

Hans Grüzemeyer sah auf die Adresse. Als er die Schriftzüge erblickte zuckte er zusammen, und riß den Brief auf. „Ich bin hier. Bitte komme bald zu mir. Deine Maxl.“

— Wer hat Ihnen dies gegeben? stieß er hervor.

— Eine Dame in unserm Hotel, die gestern Abend ankam.

— In welchem Hotel? —

Als er den Namen desselben hörte, atmete er auf. Also in einem der kleinsten, und ganz nah am Bahnhof, wohin sich keiner seiner Bekannten verirrt. Das war sein erster Gedanke.

— Sagen Sie der Dame, ich käme, sobald ich irgend könnte; sie möge auf keinen Fall ausgehen, bis ich da gewesen sei. Er sprach es leiser, damit ihn das Dienstmädchen nicht verstehen sollte, welches gerade vorbei ging. Dann drückte er dem Boten ein Trinkgeld in die Hand, und ging schnell in das Frühstückszimmer zurück, nachdem er den Brief in seiner Brusttasche verborgen hatte.

Die ganze Familie saß beim Frühstück. Ein lebhaftes, angeregtes Bild.

— Was war denn das? fragte der Vater. Denn er wollte stets Alles wissen, was in seiner Familie vorging. „Von einem Freund, eine Verabredung,“ sagte Hans leichtthin und lachte dann mit seinem jüngsten Bruder, der neben ihm saß, einem prächtigen Bengel von neun Jahren, seinem besonderem Liebling. Aber er mußte

immer an den Brief denken und hatte große Mühe seine innere Aufregung zu verbergen. Er wußte, daß er bei unangenehmen Empfindungen die Gewohnheit hatte, die Lippen zwischen die Zähne zu drücken, und damit es keiner merken sollte, sprach er viel und lebhaft; denn sie kannten sie Alle, diese Gewohnheit, und wußten sofort, wenn er verstimmt war.

— Du bist ja so froh auf einmal, sagte freundlich seine Mutter, und sah ihn an, — das muß gewiß eine angenehme Botschaft gewesen sein.

Er bejahte es lachend und sprach von etwas Anderem.

Aber sobald er konnte, stand er auf und ging in sein Zimmer. Während er sich zum Fortgehen anschickte, überlegte er, wie er am besten in das Hotel eintreten könne, ohne gesehen zu werden. Er beeilte sich.

Als er auf der Straße war, kam ihm erst recht zum Bewußtsein, wie unangenehm und peinlich für ihn dieser gänzlich unerwartete Zwischenfall werden konnte. Es lief ihm kalt über den Rücken, wenn er daran dachte, daß morgen vielleicht schon die ganze Stadt sich in geheimer Freude und in offener Entrüstung erzählen würde, da sei eine Kellnerin, die ihm von Berlin hierher nachgelaufen sei. Er dachte unablässig daran. Was würde sein Vater sagen, was die in diesen Dingen so strengdenkende Mutter? Und die anderen Glieder der Familie, die Tanten, und die Klatschbasen der Stadt, die nur auf solche Gelegenheiten lauerten, um ihr Gift zu verspritzen? Wie höhnisch würden die Bemerkungen seiner Freunde, und wie albern das Benehmen der prüden jungen Damen sein? Auch an das Mädchen dachte er, das

schon halb seine Braut war; dann an deren Eltern, und wieder an seinen Vater — und er wurde abwechselnd heiß und kalt und ging immer schneller. Es würde ein öffentlicher Skandal werden, und er war dann in der Gesellschaft, die sich heimliche Extravaganzen zwar gern gegenseitig vergab, aber über alle öffentlichen Vorkommnisse solcher Art schonungslos hart urtheilte, so gut wie unmöglich. Seine Karriere, die so angenehm und gut begonnen hatte, dank der günstigen Verhältnisse, vielleicht verdorben, sicher aber gehemmt; oder das Verlorene war nur durch angestrengte Arbeit wieder zu erreichen; und Hans war grade so froh, daß er in den nächsten Jahren etwas Ruhe hatte . . .

Er trocknete sich die Stirn. Nichts hätte ihm begegnen können, gerade jetzt, was ihm unangenehmer sein konnte! Und dabei war er eigentlich ganz unschuldig. Aber wer würde seinen Erklärungen glauben? Kein Mensch. Seine Eltern so wenig, wie alle anderen. Sie würden ihn auslachen, wenn er sagen würde, er habe nur aus Freundschaft und Mitleid so gegen das Mädchen gehandelt. Da war es doch besser, still zu schweigen, als ausgelacht zu werden, und immer noch besser für einen Mädchenjäger zu gelten. Aber die Sache hatte in jedem Falle, wenn sie bekannt wurde, neben der ernstesten, vernichtenden, auch eine lächerliche Seite. Ein Mädchen, das ihm nachlief! . . . Eine Kellnerin! Wie würde man lachen! —

Dann packte ihn plötzlich der Ärger.

Dies alberne Frauenzimmer! Was fiel ihr ein, hierher zu kommen, und ihn sogar hier noch mit ihren Betteleien

zu belästigen? Hatte er nicht so an ihr gehandelt, wie es vielleicht kein zweiter getan haben würde, in jeder Beziehung so!? Er wurde ordentlich aufgeregt, und mußte sich besinnen, langsamer zu gehen, damit er den Vorübergehenden nicht auffiel. — Was hatte er denn von dieser ganzen, verdamnten Geschichte gehabt? Nichts als Ärger, Unkosten und Zeitverlust — nun das letztere war das Wenigste —, aber das dies auch noch dazu kam, das war zu viel, und es enthob ihn wirklich jeder weiteren Verpflichtung und Rücksicht. Ja, wenn sie wirklich seine Geliebte gewesen wäre, wenn er sie zur Mutter gemacht und dann verlassen hätte, dann konnte ein solcher Schritt von ihm wenigstens verstanden und vielleicht sogar entschuldigt werden! Aber so war es nichts, als eine Ankletterei allergewöhnlichster Art. Und ihre Krankheit? Nun, mit der konnte es wohl so schlimm nicht sein, wenn sie hierher reisen konnte. Vielleicht war Alles nur Schwindel gewesen, um sein Mitleid zu erwecken. Immer mehr redete er sich innerlich in seinen Zorn hinein — —

Er war in die Nähe des Bahnhofes gekommen; die Straße war fast ganz leer. Nur einige Arbeiter kamen die leichte Anhöhe hinunter. Es würde ihn niemand sehen. So ging er denn schnell und dicht an den Wänden der Häuser entlang bis zu dem Gasthof und trat in den Flur. Er war ganz unbekannt hier. Aber schon kam ihm der Kellner entgegen und wies mit verständnisinnigem Lächeln auf die Treppe. Hans machte nur eine Handbewegung, die richtig verstanden wurde. „Nur nicht viele Worte. Gehen Sie voran“ — lag darin.

Er ging dem die Treppe Hinaufhüpfenden nach. Er versuchte vergebens seinen Ärger zu dämpfen; eine Art Wut hatte sich seiner bemächtigt, darüber, daß er in all diese ekelhaften Unannehmlichkeiten hineingezogen war. Hans Grüzmeier haßte alle Menschen, welche seine Bequemlichkeit störten. Das war der einzige Zorn, dessen er fähig war. Alles andere war ihm ziemlich gleichgültig.

— Marl stand in der Mitte des Zimmers mit zusammengepreßten Händen. Sie hatte Schritte gehört und sah in höchster Erwartung unverwandt auf die Thür. Und als sie sich nun öffnete, und seine breite Gestalt in ihr erschien, sah sie nur ihn und stürzte mit einem Freudenschrei auf ihn zu, halb lachend, halb weinend, daß er da war.

— Hans, da bist du endlich — Hans! —

Sie lag an seiner Brust und versuchte bebend ihre Arme um seinen Hals zu schlingen.

Aber Hans sah in diesem Augenblick auf dem Gesichte des Kellners, der ihm die Thür geöffnet hatte und sich langsam zurückzog, ein vieldeutiges Lächeln bei dem Gebahren des Mädchens, und der Zorn übermannte ihn. Er wehrte schnell ihre Umarmung ab, schloß die Thür, und sagte währenddessen mit halb erstickter Stimme und rot vor Aufregung:

— Sie sind doch wirklich nicht recht gescheit. Sehen Sie denn nicht —

Aber weiter sprach er nicht. Denn er hatte sich dem Innern des Zimmers zugewandt und sein Blick war auf sie gefallen und auf den Ausdruck des unfassbaren Entsetzens, der sich über ihre franken Züge gebreitet hatte.

Sie war zurückgetreten, und starrte ihn an, so erschreckt, als habe sie ihn nicht recht verstanden, und möge nicht glauben, was sie doch gehört hatte. Dieser Blick brachte ihn wieder zur Besinnung und um die Wirkung seiner Worte, die er so nicht beabsichtigt hatte, abzuschwächen, trat er nun auf sie zu und sagte sich mühsam bezwingend, halb tadelnd, halb freundlich: „Aber wie kannst du auch solche Geschichten machen, Marl.“ Er wollte nach ihrer Hand greifen.

Aber sie wich weiter vor ihm zurück und er sah, wie sich plögllich krampfhaft ihre Brust hob, ein Zittern ihre Glieder durchlief, und wie ihre großen, grauen Augen, die sie unverwandt auf ihn geheftet hatte, sich mit Tränen füllten, welche langsam ihre Wangen herunterrollten.

Er wurde durch diesen Anblick so aus der Fassung gebracht, daß er nicht wußte, was er tun und lassen sollte.

Da ging sie plögllich zu dem Tisch, ließ sich auf den Stuhl fallen und legte den Kopf in die Arme, indem sie in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

Es war noch keine Minute vergangen, seitdem Hans eingetreten war.

Er stand da und überlegte, was er nur anfangen könne sie zu beruhigen. Er wartete; dann ging er einige Male im Zimmer auf und ab, unschlüssig, wie er beginnen sollte. Als sie sich aber gar nicht um ihn kümmerte, fing er endlich an, und als er sah, daß er auf seine Fragen keine Antwort bekam, sprach er, halb begütigend, halb vorwurfsvoll lange davon, wie sehr sie ihn überrascht habe, wie eigenmächtig und seltsam doch eigentlich ihr Hierherkommen sei, und ob sie denn gar nicht bedacht

habe, was für unangenehme Folgen ihr Benehmen für ihn haben könne; und er sprach immer weiter und lenkte so schließlich auch auf das hinüber, was ihn am meisten beunruhigte: was denn nun werden sollte? Es sei doch wohl besser, sie kehre nach Berlin zurück.

Marl hörte nichts von Allem, was er sagte. Sie lag da und dachte unablässig an das, was sie eben gesehen hatte. Er hatte „Sie“ zu ihr gesagt, er hatte sie fortgestoßen, er hatte sie gescholten; und sie fühlte, das war der wahre Hans Grzymeyer gewesen, der, den sie bis dahin nicht gekannt hatte, dem die Maske abgefallen war. Aber die Entdeckung war zu plötzlich gekommen, und sie war zu grausam gewesen, als daß sie so schnell daran glauben konnte. Sie war wie erstarrt in ihrem Erschrecken gewesen, bis sie ein ausbrechender Schmerz überwältigte. So lag sie da, den Kopf in den Händen, wie ein gestraftes Kind.

Sie hatte nichts von dem gehört, was Hans während seines Umherwanderns im Zimmer vorgebracht hatte. Da aber drang sein letztes Wort — „zurück nach Berlin“ in ihr Ohr und eine furchtbare Angst ergriff sie. Zurück? — zurück? — in das Elend und den Jammer, dem sie eben entronnen war? Sie quoll in ihr empor, die Angst — in die Kehle, in die Stirn, und sie vergaß alles, was eben geschehen war, sie dachte an gar nichts mehr, als an das eben Gehörte. Und sie sprang auf und ehe Hans es hindern konnte, hatte sie sich vor ihm niedergeworfen, seine Knie umschlungen, und tastete nach seiner Hand:

— Nein, nicht zurück, Hans! Nicht zurück! rief sie.

— Ach, Hans, so hilf mir doch, du bist ja der einzige, den ich noch habe . . . Sie wußte nicht mehr, was sie tat und sagte; sie fühlte nur die entsetzliche Angst, und fast schreiend rief sie halb wahnsinnig vor Verzweiflung, indem sie von neuem seine Hand zu ergreifen versuchte: — Ich will auch Alles tun, was du willst, Hans, Alles, was du von mir verlangst, nur hilf mir noch dies eine Mal —

Er stand da und wußte nicht, wie er sich ihrer erwehren sollte. Diese Szene war ihm unerträglich. Er sah auf sie nieder, und begriff plötzlich nicht, wie er sich für dies Mädchen, das ihm jetzt mit dem grauen, franken, verweinten Gesicht, auf dem noch der Staub der Reise lag, mit dem wirren, ungemachtem Haar, der eingefallenen Brust, den feuchten Händen und dem unordentlichen Anzuge geradezu häßlich erschien, jemals hatte interessieren können. Und als sie sich ihm jetzt sogar von selbst anbot, erschien sie ihm geradezu abstoßend, und dies peinlich-unangenehme Empfinden malte sich deutlich auf seinem Gesichte wieder.

Grade in diesem Augenblick aber traf ihn der angstvolle, flehende Blick Karls, nur eine Sekunde lang.

Aber in dieser Sekunde hatte Karl gesehen, daß dieser Mensch, vor dem sie auf den Knien lag, schlecht war.

Und sie stand auf.

Sie wußte jetzt, daß sie von ihm kein Mitleid zu erwarten hatte, und wurde plötzlich ruhig. —

Er konnte sich ihr Benehmen nicht erklären, empfand es jedoch als eine Erleichterung, daß dieser unangenehme, erzentrische Anfall zu Ende war.

Sie stand am Fenster und hatte ihm halb den Rücken

zugekehrt. Während er wieder im Zimmer auf- und abging, und wieder an zu sprechen begann, dachte sie wieder an ganz anderes. Sie sah nun ganz klar. Und auf einmal verstand sie Alles. Sie wußte jetzt, daß sie mit diesem Mann mit den schönen, weichen Händen und den weißen Manschetten, mit dem offenen Gesicht und dem gewinnenden Wesen, der da vor ihr im Zimmer auf- und abschrift und so viel sprach, nichts, aber auch gar nichts gemeinsam hatte. Daß er ihr fremd gewesen war, wie nur ein Mensch dem andern fremd sein kann; daß sie nie ein Gefühl, einen Gedanken, ja auch nur das geringste Empfinden mit ihm gemeinsam gehabt hatte, und nie einen haben konnte. Es hatte immer dasselbe Unübersteigliche, Kühle, Fremde zwischen ihnen gelegen, damals und heute! Sie kannten sich gegenseitig nicht, und sie würden sich auch nie und nimmer verstehen, und wenn sie ein ganzes Menschenleben zusammen lebten. Sie waren verschieden im Sprechen, im Handeln, im Denken, in Allem und Jedem!

Es wurde ihr Alles klar, immer klarer! Sie dachte nicht mehr an ihre Krankheit und an ihre Lage, nicht mehr an gestern und an heute; sie empfand nur eine Art Scham, daß sie diesem Menschen ihr Innerstes gezeigt hatte.

Ihr war plötzlich wieder alles gleichgültig geworden. Es war kein Schmerz mehr in ihr, denn sie fühlte, daß Hans Grüzmeier gar nicht imstande war, ihr Schmerz zu bereiten. Selbst dazu war er ihr zu fremd.

Aber was sie hatte erschauern lassen, daß war dieser Ausdruck gewesen, den sie nun schon zum zweiten Male so blendend-deutlich in dem Gesichte eines Menschen ge-

sehen hatte, jenen Ausdruck der eifigen Kälte, des ungeheuren, schrankenlosen Egoismus, dem alles fremde Freuen und Leiden das Herz um keinen Schlag schneller oder langsamer schlagen läßt, wenn es nur ihn direkt nicht berührt und stört, jene erbarmungslose Unempfindlichkeit, welche nichts, nichts anderes kennt, als das eigene Wohl! Und Marl glaubte diesen Ausdruck jetzt in allen Gesichtern sehen zu können, wenn sie sich nur Mühe gäbe. Sie blickte in den Hof hinaus, während alles dies sie durchschauerte. Sie hörte nicht, was er sagte, und doch wußte sie was es war. Sie sah jetzt wieder mit den Augen der Anderen, und sie verstand nun Alles: jede Miene, jede Absicht, jeden Wunsch. Es war ihr nun klar, weshalb es ihm unangenehm war, daß sie hierher gekommen war: denn er schämte sich ihrer; sie wußte nun, weshalb er sie gerne fort haben wollte: denn sie konnte ihn in ein unangenehmes Licht setzen; sie fühlte nun, weshalb sie ihm gleichgültig geworden war: denn sie war krank und häßlich geworden; und zuletzt ward ihr auch klar, weshalb er in Berlin so oft zu ihr gekommen war.

Und weshalb Alles so gekommen war, auch das fühlte sie jetzt: weil sie ein Herz voll Freundlichkeit und Vertrauen gehabt hatte, und er keines; und auch das fühlte sie: daß sie besser war, als dieser Mann.

Eine unbezwingliche Lust überkam sie, vor ihn hinzutreten und ihm die Maske abzunehmen. Aber eben weil sie besser war, unterließ sie es; und dann lag auch noch immer auf ihr ein Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn, welches ihr Herz zu schwach war, von sich ab-

zuschütteln, obgleich sie ahnte, daß auch dies Gefühl sie belogen hatte und belog, wie sie bisher von jeder anderen Regung ihres Herzens belogen war.

Wie nun, da sie klar sah, ihr plötzlich Alles verständlich wurde! Jeder kleine Zug, jedes bisher Mißverständene, jedes bis dahin oft ihr seltsam und befremdend Erscheinende! . . .

Aber wie gleichgültig ihr auch Alles auf einmal wurde! . . .

Hans Grügmeyer hatte unterdessen viel und eingehend gesprochen. Dies Mädchen war ihm unbegreiflich. Zuerst lag sie vor ihm auf den Knien, wie eine, die nicht recht bei Verstande war (— er haßte eraltete Menschen —) und nun stand sie da, so ruhig und sicher, und achtete gar nicht auf ihn. Er blieb stehen, und fragte endlich, indem er nach seiner Uhr sah und tat, als ob er erschrocken sei über die späte Stunde:

— Was soll denn nun werden, Carl? Ich habe nicht mehr länger Zeit, und du mußt mir endlich sagen, was du eigentlich von mir willst. Hier kannst du doch nicht bleiben, das wirst du doch selbst einsehen. Ich wüßte dir keinen besseren Rat zu geben, als nach Berlin zurück oder zu deinen Eltern zu gehen. Wenn du kein Geld mehr hast, bin ich gern bereit, dir zu geben, soviel ich entbehren kann.

Er wartete auf ihre Antwort. Er hatte nur den einen Wunsch, sie möge einwilligen; es wurde ihm immer unbehaglicher zu Mute, wenn er daran dachte, was sich alles ereignen könnte, wenn sie hier bliebe und ihn noch länger belästige.

Aber zu seinem größten Erstaunen hörte er wie Marl ruhig sagte: „Ich will zurück.“

Er war so freudig überrascht, daß er zuerst gar nicht antworten konnte.

— Der nächste Zug geht in einer Stunde, sagte er dann.

Er sah nicht den Blick ihrer Augen. Sie hatte sich ihm voll zugewandt und sah ihn fest und fast prüfend an, wie er am Tische stand, und einige Geldstücke aus seiner Börse nahm, und fortfuhr:

— Hier im Hotel brauchst du nichts zu bezahlen. Das will ich schon abmachen. Ich möchte dich gern zum Zug bringen, aber ich kann wirklich nicht.

Er sah etwas verlegen noch einmal nach seiner Uhr. Dann trat er halb unentschlossen auf sie zu.

— Nun, so leb' denn wohl, mein Kind! Ich wünsche dir alles Gute. — Du hast mir ordentlich einen Schreck eingejagt, sagte er, und wollte lächeln, aber es war nur ein Aufatmen. — Und wenn du mehr brauchen solltest, als das (— er zeigte auf den Tisch zurück —) so schreib' mir nur wieder. Du weißt ja, daß du immer auf mich rechnen kannst. Aber ich hoffe, du erholst dich bald und bekommst eine gute Stelle.

Sie schwieg und sah ihn fest an. Er konnte ihren Blick nicht ertragen.

So standen sie einen Augenblick.

Sie fühlte, wie sie ihm noch etwas entgegen wollte. Sie mußte auch, was es sein sollte; und doch ließ sie es.

Die Morgensonne war halb in das Zimmer gedrungen, und lag auf der grünen Tapete mit dem geschmacklosen

Muster. Marl stand fast voll in dem grellen Schein. Hans Grüzmeyer hörte, wie sie unruhig atmete, aber sie war äußerlich fast unnatürlich ruhig.

Er fühlte, wie es immer ungemütlicher wurde. Er hätte der Sache so gern einen hübschen, glatten Abschluß gegeben; aber es lag so etwas in ihrem Auge, was er noch nie gesehen hatte. Und dann kam sie ihm so eigentümlich verändert und fremd vor.

— Also vergiß nicht, in einer halben Stunde geht der Zug — der Kellner wird dir bei Allem helfen. Ich werde mit ihm sprechen.

Er sah sich um, als suche er etwas. Dann reichte er ihr die Hand und sagte schnell:

— Adieu, Marl. Er mußte sie ansehen.

— Adieu, sagte sie, langsam und ruhig, und ließ ihren Blick nicht von ihm, indem sie ihm ebenso langsam und ruhig die Hand gab.

Er kehrte sich ab, und nahm seinen Hut und seinen Stock. Sie blieb unbeweglich stehen. Als er die Thür öffnete, wandte er sich noch einmal um, und nickte ihr zu. Aber er sagte nichts mehr, sondern beeilte sich, hinauszutreten. —

Das war ja geradezu eine Folter gewesen! Doch als er auf der Treppe war und die Stufen niederstieg, durchdrang ihn das angenehme, erleichternde Gefühl der Freude, daß die Sache so gut abgelaufen war. Besser, weit besser, als er gedacht hatte! Ohne jede Unannehmlichkeit für ihn — es hätte gar nicht besser gehen können!

Er sprach mit dem Kellner, der eilfertig herbeigesprungen kam.

— Nehmen Sie sich etwas der Dame an. Sie reist mit dem nächsten Zuge nach Berlin — in einer Viertelstunde. — Hier, nehmen Sie das zur Begleichung der Rechnung und behalten Sie den Rest für sich —

Und hören Sie —, und er trat etwas näher an ihn heran, machen Sie nicht viel Redens von der Sache. Die Dame —

— Verstehe schon, verstehe schon, Herr Referendar, die Dame ist etwas —, und der Mensch machte eine bezeichnende Bewegung mit der Hand nach seiner Stirn, indem er verständnisvoll lächelte.

Hans Grügmener lachte leise auf. Er fühlte sich ja so leicht.

Dann trat er vor die Tür und ging schnell die Straße hinunter. Niemand hatte ihn gesehen. Er hatte scharf aufgepaßt.

Als er so dahin ging, geriet er bei dem Gedanken, wie gut diese ganze unangenehme Geschichte abgelaufen war, in eine so menschenfreundliche Stimmung, daß er beinahe so etwas wie Mitleid mit Marl zu fühlen begann, und sich vornahm, wenn sie wieder an ihn schreiben sollte — aber lieber wäre es ihm, wenn das nicht geschehe — ihr noch einmal zu helfen. Aber er glaubte es nicht, daß sie es tun würde, denn es schien ja fast, als sei sie beleidigt gewesen, als sie so dagestanden und ihn angesehen hatte . . . Wie sie so dagestanden, so ärmlich und unscheinbar — und doch so . . . und dann diese Augen!

Es war ihm doch immer noch nicht so recht behaglich.

Das kam von diesen plötzlichen, unverhofften Geschehnissen — da hatte man nie recht Zeit, vorher zu überlegen, wie man handeln sollte, da mußte man sich so schnell entschließen und wie leicht konnte da das Gefühl nicht fehlgreifen — —

Aber er hatte doch wohl richtig gehandelt? Was hätte er anders tun sollen? — Nein, er hatte sogar gut gehandelt, er hatte an ihr gehandelt, wie ein Anderer wohl schwerlich gehandelt haben würde, in Anbetracht dessen, daß er nichts von ihr gehabt hatte. —

Er hatte ihr geholfen, nicht einmal, sondern dreimal, mit ziemlichen Summen. —

Nun, er würde nicht darüber sprechen, denn gute Taten sollen verschwiegen werden, wie die bösen.

Und doch, und doch war er noch nicht ganz zufrieden. Wenn sie doch nur erst wieder fort wäre!

Er nahm den Hut ab und trocknete sich mit seinem seidenen Taschentuche langsam das feuchte, dicke Haar.

Aber nun wollte er nicht mehr daran denken. Diese ganze dumme Geschichte hatte ihm schon Kopfzerbrechen genug gemacht.

Und, kurz und gut, sie war jedenfalls abgemacht, und würde ihm schwerlich noch weitere Verdrießlichkeiten bereiten. Und Hans Grüzmeier sah nach seiner Uhr, und bemerkte mit Befriedigung, daß es allenfalls spät genug war, um anständigerweise zum Frühshoppen gehen zu können.

Sie hatte ihm noch etwas sagen wollen. Aber als sie sein Gebahren sah, wie er von ihr Abschied genommen und das ganze gequälte Wesen, mit dem er sich in der Thür noch einmal umwandte, da fühlte sie, daß es besser sei zu schweigen. Und während er die Treppe hinunterging und mit dem Kellner über sie lachte, stand sie, und wurde mit ihm fertig. Ohne Schmerz, ohne Bitterkeit, ohne Zorn geschah es, und als sie nach einigen Minuten in das Innere des Zimmers trat, hatte sie es überwunden. Sie stand am Tische und sah nieder auf die durcheinander liegenden Geldstücke.

Da dachte sie zum ersten Male daran, was nun werden sollte. Sie zitterte; wie hilflos sah sie sich im Zimmer um, als müsse sie irgend etwas dort finden. Aber dann ließ sie sich wieder auf den Stuhl fallen. So saß sie einige Minuten. In diesen Minuten aber glitt Alles an ihr vorüber, was noch ihr war, und sie suchte unter diesen wenigen Menschen nach dem, zu welchem sie nun flüchten könne. Sie fand keinen. Sie hatte es vorher gewußt.

Da stand sie wieder auf; und wie wenn plötzlich eine große Angst sie ergriffe, so nahm sie schnell das Geld vom Tische, setzte ihren Hut auf und griff nach dem Bündel, das noch immer unberührt auf dem Bette lag; und ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, ging sie schnell hinaus und die Treppe hinunter, von keinem anderen Wunsche erfüllt, als dem, von hier fortzukommen.

Der Kellner sah, wie sie schnell an der Gaststübentür vorbei ging, vor die Haustür trat und nach kurzem

Umherschauen dem Innern der Stadt zuschritt. Er hatte es sich so gut ausgedacht, und zu diesem Zwecke die Rechnung geschrieben: denn sollte sie nach derselben fragen, so konnte er sicher sein, daß Herr Grüzemeyer ihr nichts davon gesagt, dieselbe sei schon von ihm bezahlt. Nun aber ging sie fort und fragte nicht danach, und er sah sich in seiner unschuldigen Hoffnung getäuscht. Nun, mochte sie gehen. Wenigstens brauchte er sich nun nicht mehr um sie zu kümmern. Aber er sah ihr doch neugierig von der Tür aus nach, wie sie langsam und halb zögernd dahin ging, das Bündel in der linken, müde herabfallenden Hand und mit dem schleppenden, matten Schritt. Er wunderte sich, daß sie in die Stadt, statt zum Bahnhof ging. Aber er hatte gar keine Veranlassung, sich darum zu sorgen.

— Marx ging langsam fort. Sie hatte nur aus jenem Hause heraus wollen. So ging sie, ohne zu wissen wohin und weshalb, auf dem ersten Wege weiter, der sie von dort wegführte. Nun sie draußen im Freien war, bemächtigte sich eine dumpfe Gleichgültigkeit ihrer und sie sah nicht auf, sondern ging gedankenlos weiter. Eine breite und lange Straße tat sich vor ihr auf. Es war die Hauptstraße der Stadt. Das Pflaster war schmutzig, und die Häuser waren sehr verschieden an Alter: einige waren ganz neu, und aufdringlich massiv, andere wieder standen etwas zurück und sahen traurig und alt aus. Es herrschte wohl Leben in der Straße. Aber es war doch ganz anders als in Berlin, alles war so gewöhnlich und uninteressant.

Mehr sah Marx, die stillgestanden war und einen

kurzen, unschlüssigen Blick die Straße hinunter geworfen hatte, nicht. Denn ihr fiel plötzlich ein, daß ihr jeden Augenblick Hans Grützmeier wieder begegnen könne, und zusammenschauernd drehte sie sich um, und ging schnell den Weg zum Bahnhof, den sie eben gekommen war, zurück. Sie ging so schnell, wie es ihr nur irgend möglich war. Denn sie glaubte jetzt, jeden Augenblick müsse er aus einem der Häuser treten; und dann war ihr wieder eingefallen, daß sie mit dem Zuge fortfahren wollte, und sie eilte sich um ihn noch zu erreichen, trotzdem es längst über die bestimmte Zeit war. Aber ihre Gedanken waren alle so seltsam verwirrt, daß sie alles vergessen zu haben schien. Sie mußte an so vieles denken, und doch war es ihr, als könne sie das, woran sie denken wollte, nicht finden. Und währenddessen fielen ihr dann wieder eine Menge Dinge ein, an welche sie nicht denken wollte.

Als sie keuchend am Bahnhof angelangt war, trat sie an das Schalter, welches ganz leer war. Als sie sagte „ein Billett nach Berlin“, erhielt sie zur Antwort: der Zug sei vor einer halben Stunde schon abgefahren. Sie erschrak, aber als sie wieder zurückgetreten war, dachte sie daran, daß sie ja im Sinne gehabt hatte, nicht nach Berlin zurückzugehen. Wie wirr ihre Gedanken waren! Einmal wollte sie das, und in der nächsten Minute das; und vergaß dann das eine über das andere.

Sie wußte nicht, was sie nun anfangen sollte. Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn jemand gekommen wäre und ihr gesagt hätte, was sie tun sollte. — Da sah sie, als sie mit ihren müden, umschleierten Augen

in dem öden Raume umherschaute, eine Bank, und sie setzte sich nieder. Ihr Bündel legte sie neben sich. Und so saß sie lange; niemand von den wenigen Personen, die vorbei gingen, kümmerte sich um sie. Fast eine Stunde saß sie so da.

In dieser Stunde beschloß sie zu sterben.

Nicht plöblich war ihr dieser Gedanke gekommen, und merkwürdigerweise auch nicht in dem Übermaafß einer wahnsinnigen Verzweiflung — nein, sie hatte ganz ruhig und fest überlegend überall umher geblickt und alle Wege versperrt, alle Türen verschlossen gefunden und in logischer Folge war ihr suchender Geist nun bei dem letzten Wege angelangt, der offen vor ihr lag, wie er jedem Leben immer und immer als letzter Zufluchtsort offen steht, wenn es nicht mehr ein und aus kann. Sie warf in dieser Stunde noch keinen Blick auf diesen Weg, und dachte nicht darüber nach, ob sie auch stark genug sei, ihn zu gehen. Sie stand an seinem Anfang, und fühlte nur und dachte nur daran, wie traurig es doch sei, so verlassen und hilflos zu sein, wie sie war. Sie fühlte auch, daß sie nie mehr wieder gesund werden würde. Sie hatte zwar keine Schmerzen jetzt, doch sie wußte, daß ihre Sehnen an mancher Stelle wie durchschnitten waren, denn es machte ihr Mühe, die Hand zu heben und den Kopf nach einer anderen Richtung zu wenden.

Und auch nicht eben erst war ihr der Gedanke des Sterbens gekommen. Zuweilen schon hatte sie sich in den einsamen Stunden ihrer kranken Nächte mit ihm beschäftigt, aber noch nie war er ihr so nah getreten, wie in dieser Stunde. Noch mochte sie sich nicht entschließen,

und glaubte immer noch eine Öffnung zu finden, durch die sie durchschlüpfen könnte. Aber immer mehr sah sie auch ein, daß es sein mußte. Alle unglücklichen, betrogenen Mädchen gingen ins Wasser. Auch sie war unglücklich und betrogen worden. So blieb ihr nur übrig, dasselbe zu tun.

Ganz langsam gingen die meisten ihrer Gedanken; und dann kamen wieder einige plötzlicr ruckweise und schnell. Oft verwirrten sie sich. Aber sie kehrten immer wieder zu dem einen zurück. Endlich blieben sie davor stehen. Und von jetzt an dachte sie nur noch an dies eine.

Sie erhob sich mühsam und trat vor den Bahnhof. Aber als sie einige Schritte getan hatte, kehrte sie wieder um — nein, es sollte nicht hier sein, wo er lebte. Er sollte sie nicht wieder sehen. Er brauchte es nicht zu wissen. Es war keine Überwindung für sie, ihm dies zu ersparen.

Aber als sie wieder in der Nähe des Schalters stand, mußte sie wieder alle ihre Gedanken zusammennehmen, um sich darüber klar zu werden, was sie eigentlich wollte. Ihr Blick fiel auf eine Karte der Gegend, und sie trat davor hin. Unter dem Namen der Stadt, wo sie sich befand, war ein dicker blauer Strich gezogen. So fand sie, was sie suchte. Und neben dem Flusse, der mit scharfer Krümmung dort sich von Norden nach Süden wandte, sah sie den Strich laufen, der die Eisenbahnlinie bezeichnete; und indem sie mit dem Finger dieser Linie nachging, las sie den Namen des nächsten größeren Ortes, der an diesem Flusse lag. Sie sprach ihn halblaut vor sich hin, um ihn einzuprägen. Dann

trat sie zum Schalter und wiederholte ihn laut. Sie griff in die Tasche und legte eines der Goldstücke hin. Als ihr gleichgültig das Billett und das gewechselte Geld zurückgeschoben war und sie beides zu sich genommen hatte, suchte sie nach dem Perron.

Sie mußte etwa eine halbe Stunde warten, bis der Zug kam. In dieser Zeit ging sie entweder langsam auf und ab, oder lehnte sich still an die Wand. Sie war wieder in eine halbe Bewußtlosigkeit zurückgesunken. Einmal fühlte sie Hunger, und dann einige Minuten lang einen brennenden Durst; aber sie wußte nicht, wo sie etwas zu essen bekommen konnte; und dann war beides wieder vergangen. — Als ein Beamter vorbei ging, zeigte sie ihm wortlos ihr Billett. „In zehn Minuten auf diesem Gleis,“ erhielt sie zur Antwort. Es kümmerte sich niemand um sie; der Perron füllte sich langsam mit Menschen. Neben ihr stand eine Gruppe Arbeiter, mit rauchgeschwärzten Gesichtern. Sie lachten und sprachen laut. Aber sie verstand nicht, was es war, worüber sie lachten und sprachen.

Dann entstand eine kleine Bewegung unter den Leuten, welche ihr sagte, daß der Zug nun gleich kommen müsse. Ihr kam der Gedanke, nach der Uhr zu sehen. Es war noch nicht drei. Sie glaubte, es müsse schon Abend sein. Aber es war noch nicht drei — sie hatte ganz richtig gesehen.

Als der Zug heranbrauste, stand sie so dicht an den Schienen, daß ein Mann sie zurückschob. Nun dachte sie sekundenlang daran, sich der Lokomotive entgegen zu werfen. Dann war es auch vorbei. Aber sie hatte nicht den Mut dazu.

Sie wurde halb von dem Andrang der Anderen in den Wagen geschoben. Ihr Billett hatte sie noch immer in der einen Hand, und die andere ließ sie nicht von ihrem Bündel.

Sie saß an dem Fenster, das niedergelassen war. Sie war fast allein im Coupé. Nur drei der Arbeiter saßen an der anderen Seite, aber sie stiegen schon auf der nächsten Station aus. Sie sah während der ganzen Fahrt unablässig zum Fenster hinaus. Zuerst sah sie noch Teile der Stadt, und sie mußte unwillkürlich einen kurzen Augenblick wieder an Hans Grüzmener denken. Aber die Stadt verschwand rasch in der immer trüber werdenden Ferne. Dann sah sie neben sich plögligh den Fluß. Er floß von nun ab die ganze Strecke neben ihr her. Sie sah unverwandt auf das stark fließende Wasser. — Es lag ihr schwer auf der Brust: ihr war es, als könne sie kaum mehr atmen, und je weiter sie fuhr, desto heftiger fühlte sie wieder die Schmerzen in der rechten Schläfe werden.

Sie drückte sich dichter in die Ecke. Doch nur soweit, daß sie noch das andere Ufer des Flusses im Auge behalten konnte. Die Arbeiter waren ausgestiegen und sie war allein. Sie hörte nichts mehr, als das einförmige, dumpfe Stampfen der Maschine und das Rasseln der Räder auf dem Eisen.

Der Schaffner ging durch den Wagen. Sie vernahm, wie er sie fragte. Doch sie verstand ihn nicht, und reichte ihm mechanisch ihr Billett. Er nickte. „Nächste Station“ sagte er und ging weiter.

Nächste Station schon! So bald! — Und ganz plögligh ergriff sie eine entsetzliche Angst. Eine Angst,

so groß, daß sie am ganzen Leibe zitterte. So saß sie mit bebenden Lippen und starren Augen da, bis der Zug hielt. Sie wußte nicht, daß sie ausgestiegen war. Aber sie befand sich auf einmal wieder draußen und ging wieder den Menschen nach. Erst als sie nicht mehr gedrängt und geschoben wurde, sah sie auf. Zur Linken lag die Stadt: graue Massen, Thürme und Rauch — alles halb verschwommen. Vor ihr, wo die meisten Reisenden, die mit ihr angekommen waren, gingen, zog sich eine lange Chaussee hin. Sie besann sich nicht lange und ging denselben Weg. Es würde schon recht sein.

Sie senkte wieder den Kopf und sah nur, wie sich der Weg langsam unter ihren Füßen fortschob; ihr war, als ginge nicht sie, sondern der Weg, und als würde sie fortgeschoben. Erst als die Chaussee eine Biegung machte, sah sie sich wieder um; sie stand an einem Kreuzweg. Links führte es zur Stadt, die nun schon ganz nahe lag. Rechts durch die Felder durch; sie glaubte in der Ferne den Fluß zu sehen. So ging sie auf diesem Wege weiter, obwohl er ganz menschenleer war. Sie war so müde, daß sie sich am liebsten auf die Erde niedergeworfen hätte, um zu schlafen.

An das, was sie wollte, dachte sie kaum. Es lag wieder die dumpfe Betäubung auf ihr.

Auf einmal fuhr sie zusammen. Es war Jemand an ihr vorbei gegangen. Sie blieb stehen. Es war ein Herr gewesen, der sich umdrehte, als er sah, daß sie nicht weiter ging. Sie ging zögernd einige Schritte zurück und auf ihn zu. Aber als sie nahe bei ihm stand, wußte sie nicht, was sie wollte. Er sah sie erstaunt an.

— Ist dort das Wasser? fragte sie endlich.

Der Herr fixierte sie scharf. Er hatte eine goldene Brille auf und einen langen, wohlgepflegten Bart. Marl fühlte, wie seine kalten, scharfen Augen auf ihr ruhten.

— Ja, sagte dann der Herr kurz. Es schien, als ob er sie noch etwas fragen wollte. Aber als er sah, wie sie weiter ging, setzte auch er kopfschüttelnd seinen Weg fort.

Marl glaubte noch zu fühlen, wie er ihr nachsah. Deshalb ging sie schneller, als vorher.

Es begegnete ihr niemand mehr; nach einer Weile aber sah sie eine alte Frau an einem der Bäume kauern. Da kam ihr ein Gedanke, und indem sie auf die Frau zutrat, griff sie in die Tasche und legte behutsam alles Geld, welches sie mit den Fingern erfaßt, in die Hände der Alten. Das Weib rührte sich kaum; es war entweder blind oder schlief. Marl beugte sich nieder, um ihr Gesicht zu sehen. Aber es war so vornüber gebeugt und die grauen, wirren Haare fielen so dicht darüber hin, daß sie nichts sehen konnte. Sie seufzte auf und ging weiter.

Wie traurig doch Alles war!

— Sie sah jetzt ganz deutlich den Fluß. Da ging sie über die Felder hinweg, immer schneller, in fast atemloser Hast, trotzdem ihr die Füße schmerzten und sie mehrere Male über die Furchen stolperte, so daß sie fast gefallen wäre, bis sie an dem Ufer stand. Sie keuchte.

Jetzt! — Der Rand des Ufers fiel flach ab. Er war

mit Gras bedeckt, und an den meisten Stellen reichten dichte Schilfe und hohe Halme über ihn hin.

Marl stand auf dem Kies des Weges, der sich oberhalb der Böschung hinzog. Sie sah sich um. Es schien ihr, als käme etwas den Weg hinauf. Sie ging ihm entgegen. Da sah sie, daß es Pferde waren, die mühsam ein breites, flaches und bis zum Sinken beladenes Schiff stromaufwärts zogen. Sie wartete, bis sie näher kamen und vorbei waren; bis das Knallen der Peitsche, und die eintönigen Laute, mit denen der Schiffer seine Pferde unablässig antrieb, verhallt waren.

Es dauerte sehr lange. Sie stand und blickte zum Himmel empor. Er lag da, so weit sie zu sehen vermochte, in einem sonnenlosen, feuchtdunstigen, trüben Grau; undurchsichtig und wolkenlos-obde, soweit sie auch blicken mochte. In der letzten Ferne verdämmerten die Dächer der Stadt. Drüben am andern Ufer, jenseits der beiden Felder erhoben sich Hügelmassen, an deren Fuß sich eine Landstraße hinzog. Wie ein kaum erkennbarer Punkt zog dort zuweilen ein Wagen hin.

Die Wiesen und Felder lagen vereinsamt. Nirgends ein Arbeiter. Und außer dem Schiffer, der langsam mit seinen Pferden an ihr vorbei schwankte, rings kein Mensch. Sie schaute wieder den Weg hinauf und hinunter. Aber Alles lag stumm und regungslos.

Zuweilen kam von Westen ein etwas stärkerer Windzug über die Felder und den Fluß und wehte durch ihre Kleider. Sie fröstelte dann und die Wellen am Uferstrand plätscherten etwas vernehmlicher. Aber wenn er

über die Stoppeln dahin geweht war, lag Alles wieder fahl und leer.

Jetzt! — Ihr Blick war ganz starr geworden und ihre Lippen bebten, so entsetzlich war ihre Angst. Aber es mußte sein. Ihre Aufregung wurde so groß, daß sie nichts anderes mehr fühlte, keine Schmerzen und keine Müdigkeit mehr.

Sie klomm langsam die Böschung hinab und kauerte sich am Rande nieder.

Sie zögerte und zögerte. Wenn jetzt Jemand gekommen wäre, sie hätte sich vor ihm hingeworfen und ihn um ihr Leben gebeten. Zuletzt glaubte sie selbst, es müßte Jemand kommen. —

Sie hörte ganz deutlich das einförmige Rauschen des Wassers. Dicht vor ihr strömten und kreisten die gelben, kleinen Wellen.

Da plötzlich sprang sie mit einem halbunterdrückten Schrei in die Höhe — der Tod hatte sie angesehen — eben — ganz deutlich — —

Und sie griff mit der einen freien Hand in das Gras und zog sich mit aller Kraft in die Höhe.

Ein namenloses Entsetzen durchrieselte sie. Sie fühlte es kalt am Rücken hinabgleiten.

Was sie eben gesehen hatte — wie furchtbar! So hatte sie sich das Sterben nicht vorgestellt!

Und plötzlich raffte sie sich von Neuem auf, und stolperte den Abhang empor.

Es war ringsum lautlos=still, als sie dahinlief, so schnell sie es nur vermochte. Zuweilen blieb sie stehen, als könne sie nicht weiter. Aber immer wieder schrak

sie zusammen und taumelte weiter über den lehmigen, unebenen Weg.

Eben noch hatte sie sich nur vor dem Sterben gefürchtet. Doch jetzt graute ihr vor dem Tode selbst.

Sie fiel nieder und schlug mit dem Gesicht so heftig auf die Steine, daß es blutete. Aber sie fühlte nichts; die Angst und das Grauen beraubten sie ihrer Sinne. Und wieder wurde sie von ihnen emporgerissen. Aber plötzlich fühlte sie einen schneidenden Schmerz im Herzen; sie konnte nicht weiter. Keuchend stand sie da. Das Haar war über die Stirn gefallen und sog das rieselnde Blut auf. Ihre Lippen waren fahl und zitterten nicht mehr.

So stand sie eine Minute.

Und in dieser Minute dachte sie wieder ganz klar. Es war ihr, als käme über die grauen Felder mit den Schatten des Abends das Elend ihres Lebens, und lange nach ihr. Sie riß die Augen weit auf und starrte in die Ferne.

Als wanke etwas Unsichtbares auf sie zu, ging sie Schritt für Schritt rückwärts, die Bdschung hinunter und die Hände halb vorgestreckt, um es abzuwehren. Aber es kam immer näher, und immer weiter mußte sie zurückweichen.

Sie stand an dem äußersten Rande des Ufers. Die Stirne hintenüber gebeugt und in atemloser Erstarrung.

Dann wandte sie sich jählings um und warf sich mit geschlossenen Augen und zusammengepreßten Lippen, die Arme weit ausbreitend, doch ihr Bündel krampfhaft festhaltend, in das Wasser. Die Wellen schlugen sofort über ihr zusammen und trugen sie einige Schritte weit

fort. Sie gelangte erst wieder zum Bewußtsein, als sie auftauchte. Ihre Hände griffen in die Luft, als wollten sie sich an etwas halten. Das Bündel entglitt ihren Fingern und sank. Sie versuchte zu schreien, aber es war nur ein gurgelndes Köcheln, denn sowie sie die Lippen öffnete, füllte das Wasser ihren Mund. Sie schlug mit den Händen um sich. Ein furchtbarer Druck preßte ihre Brust zusammen. In den Ohren fühlte sie ein Säusen und Brausen. Noch einmal drang ein halber Schrei aus ihrem Munde. Dann tauchte sie wieder unter, gewaltsam fortgerissen. Sie fühlte nichts mehr. Doch noch einmal tauchte sie auf. Sie lebte noch. Sie fühlte noch, wie sie das Ufer streifte und wollte greifen — aber sie vermochte es nicht mehr. Es war nur noch ein bewußtloses Zucken der Hände. Ihr Kopf glitt wieder unter das Wasser. Dann verlor sie jedes Bewußtsein.

Sie ging langsam unter. Ihre Kleider füllten sich mit Wasser. Immer weiter wurde sie fortgerissen. Aber sie fühlte nichts mehr.

Dann starb sie endlich.

Die Wasser strömten weiter und nirgends war mehr eine Spur von der Toten.

Die Gegend lag schweigend und öde, wie vorher.

*

Von Karl Braun hat kein Mensch jemals wieder das Geringste weder gesehen noch gehört.

Hans Grünmeyer aber lebte weiter und wurde ein sehr zufriedener Mensch; mit der Welt und vor Allem mit sich selbst.

Die Menschen der Ehe

Schilderungen aus der kleinen Stadt

Ich lache nicht über sie, weil sie so sind, wie sie sind; ich lache über sie, weil sie sich einbilden, ihr Leben sei ein Muster und ein Beispiel, und daß es wert sei, zu leben, wie sie leben.

Der Dunst der brennenden Kohle erfüllte die Luft weit hin. Aus tausend Schloten qualmte der Rauch, gelb, schwarz, grau und weiß, empor und all diese dicken Wolken lösten sich unmerklich auf in die ungeheure Dunstwelle, die unablässig auf Meilen hin, das Flußthal in seiner ganzen Breite beschattete.

Über der kleinen Stadt lag sie wie ein dünner Schleier. Zuweilen lüftete diesen Schleier ein frischerer Windhauch, der von Süden das Thal heraufzog. Aber es dauerte nicht lange und er war wieder herniedergefallen auf die reizlosen Züge, die er wie in Mitleid verhüllte.

Eigentlich waren es zwei Städte, die hier zusammenlagen. Aber nur der Fluß, ein träger, gelber Fluß, trennte sie und zwei Brücken verbanden sie, eine alte, massive aus Stein, mit mächtigen Pfeilern und Quadern, die noch Alles lautlos ertragen hatte, was über sie hinweggezogen war; und eine neue aus modernem Eisen, welche ächzte und bebte, wenn die großen Lastwagen über sie hin fuhren und gräßliche Massen Staub unter den schweren Rädern hervorhusteten.

Der Fremde, der auf den Höhen des Tales hinwandernd die roten und schwarzen Giebel zu seinen Füßen sah, glaubte nicht anders, als sie gehörten alle zu dem Bes-

zirke einer Stadt. Aber die, welche unter diesen Giebeln wohnten, waren anderer Meinung. Und auf sie kam es doch an.

Seit undenklichen Zeiten lagen die Schwesterstädte einander in den Haaren. Die kleinen Reibereien endeten nie; die letzten Wahrzeichen der großen entscheidenden Schlachten aber waren die leeren Augenhöhlen der Gaslaternen auf der „alten“ Brücke —: unter den Steinwürfen der den Alten nachzwitternden, nein, nachheulenden Jugend beider Städte waren sie dahin gesunken, Würfen, die ihre edleren Ziele leider verfehlt hatten.

In Dialogen von gleich klassischer Kürze und Schönheit endeten diese Kämpfe:

— Wart' nur, ich sahns abber meinem Vatter! der eine.

— Und ich sahns meiner Mutter, die packt dei Mutter!
der andere.

— Abber mei Vatter is stärker wie dei Vatter.

— O du Dürmel, kumm nure nit dohár . . .

2.

Die Gesellschaft der Stadt setzte sich leicht erkennbar aus drei Grundelementen zusammen: aus Großhändlern, aus Beamten und aus Militär.

Seit sehr langen Jahren saßen die ersteren hier fest. Sie waren der Urstamm des Bürgertums. So lange hatten sie fast nur untereinander geheiratet, daß sie gewissermaßen eine große Familie geworden waren, welche sich in ererbten Anschauungen und Bräuchen so lange wie irgend möglich fortzubewegen suchte und unter sich mit einem harten Anklang an den Dialekt der Gegend sprach.

Million zu Million häufend hatten sie hier eine moderne Zwingburg des Kapitals errichtet, gegen die anzukämpfen eine Unmöglichkeit schien. Noch nie war es versucht worden.

So hatten sie — die unumschränkten Herrscher dieser Stadt — ihr lange den Stempel aufgedrückt: den Stempel eines souveränen, starren, fortschrittfeindlichen Willens.

Das waren die „Alldahiesigen!“ . . .

Dann hatte der Staat große Betriebe errichtet und eine unzählige Schaar von Beamten jeder Art war hier zusammengeströmt, aus allen Teilen des Reiches, neue Sprachen, neue Sitten, neue Kochrezepte mit sich führend.

Neues Leben kam mit ihnen nicht. Machtlos zu irgend-einer Initiative hatten sie sich willenlos einzuschmiegen als Räder in das Werk der großen Maschine Staat, der sie verbrauchte. Aber die Luft begann zu schwirren von neuen Titeln, vom Morgengang zum Büro bis zum letzten — immer sehr späten — Abendschoppen im „Münchener Kind'l“, und die Eingeseffenen zogen sich mürrisch mehr und mehr zurück unter die dicke Haut ihrer sicheren Privilegien . . .

Waren sie zehn Jahre hier gewesen, alle diese Fremden, ohne nach einer anderen Stadt weiterversetzt zu sein, so wurden sie zu „Hiesigen“. Bis dahin blieben sie, was sie waren —: die „Hergeloffenen“.

Unweit der Grenze lag die Stadt. Seit dem gräßlichen Kriege mit dem „Erbfeind“ war unablässig Militär über Militär hergezogen, bis zwei Regimenter hier festlagen. Überall an den sich erweiternden Grenzen der Stadt entstanden weißgetünchte Baracken von Holz und große, rote, viereckige Ziegelhaufen von abscheulicher Häßlichkeit, hinter deren Umfassungsmauern die rohen Flüche brutaler Unteroffiziere und die stampfenden Schritte schwerer und feuchender Menschenmassen hervortönten, und die bis dahin so friedlichen Straßen der Städte erzitterten unter dem Klirren rasselnder Schlepssäbel.

Furchtbarer aber noch waren die Verheerungen, welche diese neue Macht in den Herzen der Großbürgertöchter der Stadt anrichtete und murrend nur sahen die Väter, wutschnauwend aber die betrogenen Vettern der großen Familie eine der lieblichen Blüten nach der anderen gepflückt von der fecken Hand eines adeligen Sekonde-

Leutnants, der die Geldsäcke nicht nur zu verachten, sondern auch mit Grazie zu leeren verstand.

Und war es nicht in Ordnung so? — Das Kapital verband sich mit der Gewalt, die seine Privilegien schützte.

Dazwischen lebten ein trübes Kleinbürgertum und ein machtloser Handwerkerstand so hin, von Tag zu Tag, kleine Kannegießer und schlechte Musikanten. Sie verlangten kaum etwas anderes, als beständig über etwas brummen zu dürfen . . .

Das waren die Leute der Städte.

Von geistigen Bedürfnissen verspürte man hier noch Nichts.

Draußen aber, dort, wo die Schloten dampften und die Feuer lohten, wo die Erde bis in ihre Tiefen hinein durchgewühlt wurde in rastlosem Kampfe, dort, wo kolossale Arbeitermassen aneinander gekettet durch den Schweiß ihrer furchtbaren Arbeit lagen, dort fielen die Gedanken der Zeit in den Boden der Fruchtbarkeit.

Mit dem Schnellzug, der um elf Uhr Vormittags eintraf, kam der Reisende an. Er wies die Kofferträger von sich, als er ausstieg und trug seine Handtasche selbst die Treppe hinab bis zum Ausgang.

Bier oder sechs Portiers nahmen dort die Reisenden in Empfang. Er überflog die Schilder ihrer Mügen und da er den Namen nicht fand, den er suchte, nannte er ihn selbst: „Zur alten Post“.

Man grinste, man sah sich fragend an, indem man mit den Augen zwinkerte. Endlich sagte der älteste von ihnen: „Es gibt hier keine ‚alte Post‘ mehr; sie ist seit sechs Jahren eingegangen. Wollen der Herr hier gleich am Bahnhof bleiben, dort unten liegt unser Haus, ganz neu eingerichtet — —“

Der Fremde zögerte einen Augenblick, aber als sie nun alle nach seiner Handtasche griffen, überließ er sie achselzuckend dem Sprecher, gab ihm Auftrag, seinen Koffer sofort zu besorgen und ging den Weg hinab, der sich in die Stadt hinunterzog.

Es war ein schwüler und staubiger Tag. Er war müde, denn er war die halbe Nacht gereist, und er war bestaubt von der langen Fahrt. Er fühlte Hunger und Durst und die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Doch nachdem er ein Bad genommen und sich umgezogen hatte, fühlte er sich frisch und gesund wie immer. Er stieg die Treppen hinab und schrieb in das ihm vorgelegte Fremdenbuch: Franz Grach. Während er sich für eine Minute in der Loge des Portiers befand, erkannte er plözlich das Haus wieder.

Er vermied die Table d'hôte. Die langen, weißen Tische mit den Reihen von schmaßenden und schwazenden Menschen waren ihm zuwider. Man deckte ihm in einem Nebenzimmer.

Einmal ließ er Messer und Gabel sinken, so schreiend-deutlich stand plözlich eine Szene aus seiner Jugendzeit vor seinen Augen, die sich vor langen Jahren hier in diesem selben Raume abgespielt hatte.

Nicht das saubere Frühstückszimmer eines modernen Hotels, das trübe Hinterzimmer eines übel beleumdeten Gasthofs zweiten Ranges war der Raum damals gewesen. Die Möblierung hatte sich geändert, wie der Wirt und die Gäste, und doch wurde ihm Alles wieder lebendig:

Sie waren alle noch jung, kaum einer von ihnen hatte das zwanzigste Jahr erreicht. Alle hatten sie dieselben Schulbänke gedrückt, und sich, nun vielfach getrennt, den größten Teil des Jahres hindurch auf auswärtigen Schulen, in den Ferien wieder zusammengefunden zu lustigen Tagen und ausgelassenen Nächten — eine tolle, von Jugendmut und Lebenskraft überschäumende, zu allen tollen Streichen immer aufgelegte Gesellschaft, deren Zahl jahrelang auf sieben, acht Mann beschränkt blieb . . .

An jenem Abend nun waren sie alle nach einer langen Wanderung hier hinein gestürmt, wie sie wahllos in alle Wirtschaften, wo „noch Licht war“, drangen. Eine dicke Kellnerin war aus dem Vorderzimmer mit hereingezogen worden, durch die Thür wurde niemand mehr hereingelassen und eine jener nächtlichen, dem Dunst des Bieres und dem Qualm des Tabaks entstiegenden Szenen entrollte sich, wie sie dem Alter so widerlich, der Jugend so reizvoll erscheinen.

Auch der Einzelheiten erinnerte sich der, vor dessen Auge sie wieder stand nach so langen Jahren, noch: wie er selbst in eine vorhanglose Fensternische gepreßt ihr zugesehen hatte, die Beine heraufgezogen und das Glas auf einem Stuhl neben sich, damals schon noch in der Trunkenheit erkennend, was er sah, beobachtend, was ihn umgab, und Sieger so auch noch über die Stunde, die ihn mit sich gerissen hatte; wie der „Dicke“ das Klavier bearbeitete und seine schaurigen Bass-töne in den hellen Jubel und Lärm der anderen mischte; wie die ganze Bande plötzlich im Kreise um das grobe Frauenzimmer und den „Kleinen“ — einen schwächtigen Menschen mit wasserblauen Augen, voll Gelehrsamkeit trotz und voll Schüchternheit wegen seiner Jugend, herumgetanzt war und die Vermählung des ungleichen Paares proklamiert hatte . . .

Die Gläser klirrten; die Stimmen schrieen durcheinander; schwere Füße stampften den Boden; an der Decke lagerte sich der Rauch; einer, in einer trüben Erinnerung an Nana, leerte sein Bierglas in das Klavier; ein anderer riß die rotgestreiften Decken von den Tischen und hüllte

darin ein, was ihm unter die Hände kam, indes die letzten — mit der zähen Hartnäckigkeit der halben Trunkenheit — nicht abließen, sondern auf der Erfüllung ihrer tollen Idee bestanden — und bereits war die Grenze überschritten, wo das Verzeihliche aufhört, um der Sinnlosigkeit zu weichen, als er mit einem großen Satz aus seiner Fensternische aufgesprungen war, mitten unter die Schreienden und sie überrief:

— Aber seid ihr denn ganz verrückt!

Und er schob die Kellnerin zur Thür hinaus, ungesachtet aller schreienden Proteste, setzte seinen Hut auf, und ihm nach war die ganze Gesellschaft gestolpert, einer anderen Kneipe, einer anderen Torheit zu, die stille Straße mit neuem Singen und Lärmen erfüllend, daß friedliche Bürger aus dem Schlaf ihrer Ruhe fuhren und das träumende Gespons mit der Frage weckten: ob es denn etwa brenne . . .

Nein, es waren diesmal nur die hoffnungsvollen Kinder ihrer eigenen Liebe.

Sollte er sie auffuchen, die Genossen jener Tage? — Fast wandelte ihn die Lust dazu an, wie nun Gestalt um Gestalt vor ihm emportauchte.

Was war aus ihnen geworden? — Wie waren sie geworden? Wo waren sie gelandet?

Von den meisten war es nicht zu schwer es zu ahnen.

Denn die meisten waren schon damals in ihrer Jugend dazu bestimmt, ein vorgeschriebenes Leben zu leben: das Leben herunter zu leben, wie Grach es nannte.

Nachdem ein Examen; — ein Tor, das unwider-
 ruflich passiert werden mußte, wollte man in dieses
 Leben eintreten — sie gezwungen hatte, sich den Kopf
 mit einer unglaublichen Menge modernden Gerümpels
 zu füllen, wurden ihnen einige Jahre gegönnt, ihn von
 diesem Wuste zu befreien.

Sie hatten zu vergessen, was sie gelernt hatten.
 Nach diesen Jahren einer ungebundenen Freiheit auf
 der Hochschule aber steckte sie der Vater unerbittlich in
 das von dem Großvater gemachte und von ihm selbst wohl
 gewärmte Bett und — „niemals wieder sah sie die
 Welt“.

Sie wählten unter den Töchtern des Landes eine — jeder eine — und begannen, sich zu vermehren in Züchten und Ehren.

Sie traten in die „Harmonie“ oder in die Dilettantengesellschaft „Urania“ ein und tanzten im Winter in „Kasino“, so lange, sie noch jung waren.)

Wurden sie älter, so begann das einzige Gefühl von Würde, dessen der Philister fähig ist: ein Bürger des Staates zu sein, ihre Brust zu schwellen und sie glaubten sich an den Geschicken des Landes zu beteiligen, wenn sie von Zeit zu Zeit einen Zettel in die Wahlurne warfen und Abends beim Biere endlose Debatten über die gleichgültigsten und belanglosesten Fragen innerer und äußerer Politik — dieses Tummelgebietes aller Menschen ohne Geist und Kraft — führten, bis die Stunde schlug, wo die Angst vor der Frau sie nach Haus und in das gemeinsame Bett trieb . . .

Sie waren Menschen der Ehe geworden.

Nein, Grach wollte keinen von ihnen wiedersehen. Man würde sich doch nur gegenseitig eine traurige Enttäuschung bereiten und in einer so veränderten Sprache über Menschen und Dinge reden, daß man sich nicht mehr verstand. . . .

Während der Neuangekommene seinen Kaffee trank und die Wolken seiner Zigarre in die Luft blies, war die flüchtige Erinnerung schon wieder versunken und andere, dem heutigen Tage angehörende Gedanken beschäftigten ihn.

Ein Brief hatte ihn wieder in diese Stadt gerufen, welche er seit länger als zehn Jahren nicht mehr gesehen. Auf vielen Umwegen hatte er ihn erreicht und nachdem er ihn gelesen, war sein erstes Gefühl gewesen, ihn in die Ecke zu werfen.

Er lachte erst; dann ärgerte er sich.

Aber zugleich dachte er an die mancherlei Freundlichkeit, die er von der Mutter der Frau — sie war lange tot —, die ihn geschrieben, empfangen vor langen Jahren und an ihre größte Freundlichkeit: daß sie ihn meist unbehelligt gelassen hatte, und er bemaß Zeit und Geld, sah, daß beides reichte und war kurzentschlossen hierher gereist.

Er stand früh allein und wurde, fast noch ein Kind, von einer entfernten Verwandten aufgenommen, in deren Heim er lange Jahre lebte, nicht abhängig von ihrer Gnade, aber doch oft angewiesen auf ihre Freundlichkeit. Sie hatte eine einzige Tochter, die ihr Abgott war;

er beanspruchte nichts von der sentimentalcn Zärtlichkeit, mit welcher das verzogene, launische Kind einer kurzen und sehr unglücklichen Ehe überschüttet wurde.

Fast von dem Augenblick an, in dem er diese Stadt verlassen, hatte sich sein Leben so von Grund aus geändert, waren Kreise und Beziehungen desselben so andere geworden, daß er selten veranlaßt worden war, zurückzudenken, um so mehr, als ihm die Muße behaglicher, lässiger Einkehr und Umschau fast nie beschieden und kaum ein Tag gewesen war, der ihm Zeit gelassen hätte, ihn einzuspinnen zwischen die weißen Träume der Vergangenheit und der Zukunft.

Zweimal nur hatte er den Namen dieser Stadt auf die Adresse eines Briefes geschrieben: das erstemal, als seine Verwandte gestorben war, und er der Tochter freundliche Worte des Beileids sagte; das zweitemal, als er sie zu ihrer eigenen Verheiratung kurz beglückwünschte.

Dann kam dieser Brief, unerwartet und unerwünscht.

Er lag vor ihm und noch einmal las er ihn, aufmerksam, Wort für Wort.

Von dem blaßrosa Papier stieg der starke Duft eines eigentümlichen Parfüms auf. Die Schrift, die seine vier Seiten bedeckte, war liegend, sinnlich und weibisch-schwach.

Er las ihn zum viertenmal und zum vierten Male suchte er hinter den leblosen Worten nach der lebendigen Seele derer, welche sie geschrieben: er fand sie nicht.

Das war es, was sie ihm mittheilte.

Erstens: daß sie sehr unglücklich sei; zweitens: daß

sie so unglücklich sei, daß sie es nicht mehr „aushalten“ könne; drittens: daß ihr Mann der Grund ihres Unglücks sei; viertens: daß sie gehört habe, er, ihr Bruder, der „Freund ihrer Jugend“, habe ein Buch geschrieben, in welchem er sich „freisinnig“ über die Ehe geäußert habe; fünftens: daß er sie „retten“ möge; sechstens: daß sie sehr unglücklich sei; und siebentens: daß sie so unglücklich sei, daß sie es nicht mehr „aushalten“ könne . . .

Das Alles war sehr albern.

Er sagte sich mit Recht, daß das Unglück so nicht nach Hilfe ruft.

Aber er sagte sich auch, und er sagte es sich immer wieder, daß Frauen dieser Art nicht imstande sind, einen individuellen Ausdruck für ihre Gefühle — und wären es ihre wahrsten — zu finden. Wie sie gelernt haben zu sprechen, so sprachen sie: immer in denselben Ausdrücken und Redewendungen ihrer spezifischen Krise, die Männer so und die Frauen so, und waren sich daher so ähnlich, wie immer nur es möglich ist.

Und daher waren sie meistens auch so langweilig.

Wie sie sprachen, so schrieben sie auch.

Es ist, als fürchteten sie sich davor, ein neues Wort zu gebrauchen, und sorgsam verbergen sie, kommt ihnen einmal, nicht ein neuer Gedanke, nein, nur eine eigene Anschauung über irgend etwas, die verbrecherische Regung hinter der gewohnten Gewöhnlichkeit.

Er wußte, daß das Unglück ein großer Befreier ist. Und er dachte weiter, und seine Augen sahen den gegen die Ketten der Lage ringenden und in diesem Ringen blutenden Menschen vor sich, wie er schreien will, aber

seine ungewohnten Lippen finden nur die alten, kleinen Worte für den neuen, großen Schmerz und das Schreien des selbständigen Herzens, es klingt auf dem Mund nur wie das Stammeln der Unselbständigkeit und Gleichgültigkeit.

Konnte es so nicht hier sein?

Er strengte seine Augen an, um hinter die Worte sehen zu können. Was lag da? — Ein zu Boden gestürztes, mit Füßen getretenes Weib? — Oder eine faule, unzufriedene Frau der Welt, die sich einfach langweilte? —

Fand er denn nicht ein Wort, ein einziges ungefüges, in seiner Hilflosigkeit rührendes, in seiner Einfachheit erschütterndes Wort? —

Er fand keines. Und dennoch folgte er dem Rufen dieser platten und nichtsagenden Sprache.

Es gibt Menschen, von denen wir nie glauben können, daß sie unglücklich zu werden imstande sind.

So ging es ihm mit ihr.

Und dennoch kam er hierher.

Er tat es in letzter Linie seiner selbst wegen, um ganz sicher zu sein vor den Vorwürfen des eigenen Herzens.

Die letzte Rauchwolke seiner Zigarre verflog an der Decke und er sah nach der Uhr.

Es war nach zwei. Ein langer Nachmittag lag jetzt vor ihm. Er ging daher auf sein Zimmer, warf sich auf das Bett und schlief länger als eine Stunde, bleiern und traumlos.

Verwundert fuhr er in die Höhe, als er erwachte. Er mußte sich darauf besinnen, wo er war, und es war mit einem Gefühl des Mißbehagens, daß er die Treppe hinunterstieg. Ihm war, als solle er nun an die Erfüllung einer unangenehmen Pflicht gehen, und er wünschte hinter sich zu haben, was ihm bevorstand.

Dann trat er vor die Thür.

Die Hitze war noch gestiegen. Um diese Stunde des Nachmittags stockte das Leben.

Eine lange Straße zog sich vor ihm hin — die Hauptstraße der Schwesterstadt, die längste und belebteste in beiden Städten und der Mittelpunkt des Handels und Wandels beider.

Wie oft er sie als Knabe durchschritten hatte, hinauf und wieder hinunter, und wieder hinauf!

Wenig schien sich an dem äußeren Ansehen der Stadt verändert zu haben. Einige Lücken, wo früher auf

steinigem Rasen Zirkus- und Karussellbesitzer ihre flüchtige Leinwand gespannt, waren ausgebaut worden und nur die Nebenstraßen noch öffneten sich dem Blicke nach dem Flusse hin. Die neu entstandenen Häuser zeigten das Bestreben Schritt zu halten mit modernem Stil. Gesimse und Balkone hingen überall an ihnen herum und in ihren Erdgeschossen waren Läden und Bierhallen entstanden mit hohen Fensterscheiben und lauten Aushängeschildern, welche mit dem leuchtenden Gold ihrer Lettern die armen, verblaßten und altertümlichen Inschriften der alten Firmen verdrängten. . . .

Der Schwindel des Handels, welcher die Arbeit mordet, trieb sein Unwesen diese ganze Straße entlang.

Arme Arbeiter! Des Sonntags kamen sie, weither aus den Dörfern und Flecken, mit ihren schweren Schuhen, die Männer mit plumpen Stöcken und die Weiber mit ungeheuren, unförmigen Parapluis, halb noch bedeckt mit dem Schweiß und dem Staub der Woche, ganz noch erdrückt unter der Wucht ihrer Sklaverei, kamen sie um einzukaufen, was sie brauchten, das heißt drei-, vier-, fünf- und zehnfach verteuert einzutauschen, was sie selbst erschaffen hatten in anderer Form: die Arbeit. Verlegen, unsicher, bittend und schüchtern traten sie in die „Geschäfte“ und ließen sich von schwazenden Juden, und Christen, die schlimmer waren, als die Juden, das Fell über die Ohren ziehen, daß es nur so flutschte.

In erschreckender Menge hatten sich die offenen Geschäfte in diesen paar Jahren vermehrt. Gleich aber war der trostlose, nüchterne Eindruck dieser Straße geblieben, und vom Morgen bis zur Dämmerung glich sie noch

immer in ihrem reizlosen, staubigen Grau einem alternden, ungekämmten und ungewaschenem Weibe.

Grach ließ seine Blicke überall hin gehen. Eigentümlich verändert erschien ihm alles —: fremd und doch bekannt. Aber alles war kleiner geworden, zusammengeschrumpft, und, wie alte Leute, in sich zusammengesunken.

Größer sieht das Kind die Welt, kleiner sieht sie der Mann.

Vor den Läden lungerten die Kommiss, an den Brunnen standen die Mägde und schrien sich an. Warum schrien sie so laut? Stritten sie sich? Nein, es war nur eine „gemütliche Unterhaltung“. Aber dieser Dialekt war breit, geeignet nur zu einem lauten Sprechen, und schwer verständlich für den Fremden. Grach bemühte sich Worte und Sätze der Vorübergehenden aufzufangen und verstand meist was sie sagten. Hatte er selbst früher so gesprochen?

Und wie die Menschen sich grüßten! Mit beängstigender Sorgfalt überspähten sie die Straße, knickten den Arm nach auswärts in einen spizen Winkel und zogen oder rissen dann den Hut herab, entweder steil in die Luft hinaus oder hinunter bis fast auf den Boden. „Ihr Diener“, sagten sie dabei, „Ihr Diener“ — und ein langer Titel folgte.

Die unverhüllte Neugier, mit der die Menschen ihn anz und ihm nachsahen begann ihn zu ärgern. Ihre Blicke wurden ihm lästig und er bildete sich ein von ihnen erkannt werden zu müssen. Er vergaß, daß kein Fremder diesen Blicken entging.

Er ging schneller. Diese Nebenstraße mußte über die Brücke nach dem jenseitigen Ufer führen. Er schlug sie ein.

- Eine junge Dame kam ihm entgegen. Sittsam die Blicke zu Boden gesenkt, den Schirm in der Länge einer kleinen Ulanenlanze gegen die Brust gedrückt, eingeschnürt und aufgepußt mit Bändern und Bauschen, trippelte sie daher und gegen seinen Willen mußte er lachen, erst heimlich, dann herzlich und offen.

So war, genau so war schon damals alles gewesen: diese ängstliche Unsicherheit im Verkehr, diese feige Rücksichtnahme auf tausend und abertausend in Watte sorgsam gehegter Vorurteile, diese engbrüstige Steifheit, diese pappedeckelne Würde — wie kannte er das alles, wie erkannte er das alles wieder!

Und über all dies lachte er, hatte er gelernt zu lachen.

Und abermals lachte er, als er über die Brücke ging, die alte Brücke, und sah, daß alle Scheiben in den Gaslaternen heil und unverletzt waren.

Wie, wurden sie nicht mehr geschlagen, die Schlachten der Ehre? — War Waffenstillstand zwischen den erschöpften Schwestern geschlossen? — Oder aber — war — Versöhnung — Friede — — aber nein, es war ja Wahnsinn, daran zu denken! . . .

Eine komische Stadt! Eine komische, kleine Stadt! — murmelte Grach vor sich hin.

Auf hohen Terrassen erhob sich vor ihm das „Schloß“, ein massives, altes Gebäude mit vielen Anbauten aus neuerer Zeit. Uralter Efeu hing an den Mauern nieder, von einem Garten in den anderen, bis er die Dächer der Häuser an ihrem Fuße fast berührte.

Das Schloß hatte keine Bestimmung mehr. Seine einzelnen Stockwerke mit ihren vielen Flügeln und unzähligen Zimmern waren an einige Familien vermietet, an die reichsten der „Alldahiesigen“ und „Hiesigen“, die, welche keine eigenen Häuser besaßen.

Der Fremde, welcher hier nicht fremd war, stieg langsam den steilen Weg hinauf, der an der alten, düsteren Kirche — sie stand in seltsamen unterirdischen Gängen, die längst verschüttet waren, mit dem Schlosse in Verbindung — zu dem weiten, totenstillen Plaze hinauf, der die Flügel des Schlosses gleichsam bis an die Ränder der Anhöhe auseinandergedehnt hatte. Gras, welches eine glühende Sonne gelb fengte, wucherte hier zwischen den plumpen, unregelmäßigen Pflastersteinen; nie spielte hier die Jugend der Stadt, auf diesem weiten Plaze, der wie geschaffen war zum Umhertummeln. Zuweilen nur bewegte sich eine der weißen Gardinen hinter den hohen Fenstern und ein behaubter Kopf lugte zwischen

ihnen durch, um bald wieder zu verschwinden, denn die leere Lücke dieses weiten Raumes wurde selten unterbrochen durch eine Gestalt, die ihren Weg über ihn hinwegnahm, um die andere Seite zu erreichen. Die meisten gingen an den langen Fluchten entlang, um plötzlich in einer der Lören zu verschwinden. Ofter während des Tages, in den Nachmittagsstunden, geschah es, daß Wagen — moderne, elegante Geschirre mit vortrefflichen Pferden — an den Toren hielten.

Und wieder mußte Grach lächeln, als er diesen weiten, toten Platz überschritt, auf dem die Sonne ungestört die Spiele ihrer Schatten trieb, den er als Kind nie betreten hatte und von dem er nie geglaubt hätte, daß er ihn je betreten würde.

Aber hier mußte sie — der Adresse in ihrem Briefe nach — jetzt wohnen.

Er ging langsam. Und doch war er neugierig geworden auf das Wiedersehen. So lange war es her, daß er keine Blicke mehr in das Heimwesen deutschen Bürgertums getan hatte. Er ein Fremder — und alles ihm fremd geworden, was von dorther kam . . .

Er klingelte an der Thür, von der er glaubte, daß es die richtige sei.

Schrill hallte der Klang der Glocke. Dann kamen schlürfende Schritte und ein Diener in Livree, aber mit vorgebundener blauer Schürze öffnete. Es war keine Besuchsstunde. Aber das war dem Fragenden jetzt natürlich ganz gleichgültig.

— Ist Frau Böhmer zu Hause?

— Wen darf ich melden?

— Ist Frau Böhmer zu Hause? wiederholte er noch einmal.

— Ja — aber — ich weiß nicht — gnädige Frau —

— Sagen Sie ihr, ein Herr wünsche sie zu sprechen.

— Gnädige Frau sind im Garten. Ich werde ihr melden —

Der Diener war völlig außer Fassung und Würde gebracht durch den energischen Ton des Besuchers.

— Dann werde ich Frau Böhmer selbst im Garten auffuchen. Wo ist der Garten?

Der Diener wagte keine Einwendungen mehr. Er warf seine Schürze fort und ging voran.

— Hier, bitte.

Sie durchschritten hohe und kühle Gänge, über große Steinfliesen hin, mit denen der Boden belegt war, vorbei an breiten und vornehmen alten Treppen, deren Stufen niedrig und deren Geländer mit weißer, sauberer Olifarbe gestrichen waren.

Dann öffneten sich die Terrassen der Gärten vor ihnen, die da lagen: still, wie im Schlummer, in der brütenden Nachmittagssonne, weite Blicke in das Tal nach Osten und Westen eröfhnend, wo die Schloten qualmten und das Leben hämmerte.

Von wohlgepflegten, üppigen Beeten stiegen die Düfte von reifen Blüten empor. Der Kies der geharkten Wege war so fein, daß er die Tritte der Hirschreitenden lautlos aufnahm.

— Ich habe mich anders besonnen, sagte der Fremde plötzlich, — gehen Sie voran und melden Sie Frau Böhmer, ein Herr wünsche sie zu sprechen.

Der Diener versagte es sich jetzt nicht, mit den Achseln zu zucken, aber er ging.

Vor einem Tulpenbeete blieb Grach zögernd stehen und sah nachdenkend in die purpurnen, weitgeöffneten Kelche nieder.

Der Diener kam zurück.

— Gnädige Frau lassen bitten — schnarrte er.

Aus einer Laube im Hintergrunde des Gartens schimmerte ein weißes Kleid.

Dort, in einem Modejournal blätternd, das sie sichtlich unlustig beiseite warf, lag in einen Schaukelstuhl hingestreckt eine junge Frau von ungewöhnlicher Schönheit.

Sie blinzelte dem Nähertretenden zu, aber sie machte keine Miene, sich zu erheben.

Erst als er ihr die Hand hinstreckte und lächelnd sagte: „Ich habe deinen Brief erhalten, Klara, und bin selbst gekommen, ihn zu beantworten“ — sprang sie mit einem Ruf der Überraschung in sichtlicher Verlegenheit auf.

— Nein, wie du dich verändert hast, Franz! rief sie ein paarmal; dann aber, nachdem sie sich gesetzt hatten und während sie ihn mit jener prüfenden Neugier, die nur der Frau eigen ist, musterte, folgte ein Schwall von Fragen, deren Antworten nicht abgewartet wurden, weil sie gestellt wurden, ohne daß der Verstand sich etwas bei ihnen dachte und das Herz das geringste bei ihnen fühlte.

Bei dem ersten Wort, das sie gesprochen hatte, merkte er, daß diese Frau geistig um keinen Schritt

weiter gerückt war und — ganz wie früher — hörte er gutmütig und geduldig eine Zeitlang ihrer Neugierde zu, beantwortete kaum etwas, und begnügte sich damit, hier und da mit einem Ja oder Nein oder höchstens einem kurzen Wort sein Schweigen zu unterbrechen.

So kam es, daß sie ihn nach einer halben Stunde nach allem gefragt, aber nichts von ihm erfahren hatte. Später pflegte sie sich darüber zu beklagen, daß sie allen Menschen alles, keiner aber ihr etwas erzähle.

Dann fiel ihr ein, daß sie ihn noch nicht gefragt hatte, wo er abgestiegen sei —:

— Du wirst doch bei uns wohnen, Franz? — gewiß, nicht wahr?

Sie hatte bisher vermieden, ihn voll anzusehen, nun aber begegneten sich ihre Augen. Sie errötete leicht, als sie seine Antwort vernahm.

— Unter diesen Umständen? — sagte er ernst und fragend zugleich.

Als sie nun, die Hände erst abwehrend von sich streckend, dann sie vor dem Gesicht zusammenschlagend in gemachtem Schmerze, in ihren Schaukelstuhl zurück-sank, hätte er hundert gegen eins wetten mögen, daß sie sich erst in diesem Augenblicke genauer dessen erinnerte, was sie ihm geschrieben. . . .

Sie kam nicht auf ihre Frage zurück. Ihre Gedanken weilten bereits bei anderem.

— Du laß uns jetzt noch nicht davon sprechen, von meinem Unglück — du bleibst doch länger hier, nicht wahr? — Einige Tage, einige Wochen . . . Du mußt doch alle wiedersehen, deine alten Freunde und Schul-

Kameraden, denke dir, die kleine Ehrling, neben der ich in der Schule saß und welche so oft zu uns kam — du mußt dich doch erinnern? — hat einen Landgerichtsrat geheiratet und schon drei Kinder, und dein dicker Freund Kempe, der mit den vielen Schmissen — doch das weißt du nicht, du kanntest ihn ja nur auf der Schule, und da schlägt man sich noch nicht, ja, was wollte ich sagen . . . ja, der dicke Kempe hat die reiche Krüger geheiratet, die mit den Simpelfranzen und den seidenen Kleidern. Ach ja, es hat sich viel verändert hier —

Sie scheute sich ihn wieder zu fragen, denn sie fürchtete seinen Blick, seine ernste, fast harte Stimme, mit der er eben gesagt hatte: „Unter diesen Umständen?“ —

Und so sprach sie weiter: Von dem langen Lenz, der sich „— ach ja, das war es ja, was ich sagen wollte —“ geschossen habe wegen einer Frau und eine Kugel in den Unterleib bekommen habe; von den Schicksalen der großen Familie Neuhaus, wo so viele Söhne gewesen seien — einer habe sich vergiftet, und der andere sei nach Amerika, denn der Vater sei so hart, aber es sei doch ein rechtes Elend, wenn die Söhne ihren Eltern nicht folgten; und von — und von — — und immer so weiter, ein leichtes, unerquickliches Geschwätz, das den Zuhörer betäubte, ängstigte und seine Nerven folterte.

Er hörte zuletzt überhaupt nicht mehr hin. Während sie so vor ihm saß, in der üppigen Schönheit einer reifen Frau, dachte er daran, daß er es gewesen war, der die Knospe dieser Blüte mit dem ersten Kusse geweckt hatte.

Ihre Schönheit hatte alles gehalten, was sie versprochen. Schon als Kind war dieselbe geradezu auffallend, trotzdem sie weder grazids und fein, noch von irgendwie eigenartigem Liebreiz gewesen war. Aber ihr blondes Haar konnte heute kaum reicher sein, als es damals gewesen war, und der feuchte Glanz ihrer blauen Augen, der ihm heute nur ein Zeichen trübseliger Langeweile schien, war ihm und andern — denn die halbe Klasse war in sie verliebt — damals schwärmerische Idealität und echt weibliches Hingebungsbedürfnis gewesen.

Nicht für lange.

Aber es gab eine kurze Zeit in seiner Jugend — es war zwei Jahre vor ihrer Trennung —, da war ihm das ständige Zusammenleben mit ihr unter den blinden Augen der Mutter sehr gefährlich geworden.

Seine Sinne erwachten und verlangten nach ihr. Ihre beständige Nähe brachte sie in Aufruhr und hielt sie wach.

Den ganzen Sommer hindurch verbrachte er in qualvoller Aufregung, in einem beständigen Zwiespalt, der seiner energischen Natur schwerer zu ertragen war als alles.

Sie war ihm gleichgültig. Alles, was sie sprach, ließ ihn kalt. Ihr Benehmen gegen ihre Mutter empörte ernstlich ihn mehr denn je, wenn er sich auch niemals thätlich darum kümmerte, was zwischen diesen beiden Personen vorging. Ihr Kokettieren mit seinen Kameraden, die sich über das eitle Mädchen lustig machten, fand er lächerlich — und doch beschäftigte sie ihn. Er träumte von ihr. Er glaubte sie in den Armen zu halten. Er haschte nach ihrer Hand, wenn sie allein waren, und war ruhiger, wenn sie ihm diese nicht entzog. Er war öfter um sie, als je zuvor. Die Mutter freute sich darüber, daß das sonst so kühle Verhältnis zwischen Schwester und Bruder sich besserte.

Eine unheimliche Glut ging von ihr aus, die ihn wahnsinnig machte. Tage konnten vergehen, ohne daß sie ihm gefährlich war, aber dann kam immer wieder eine Stunde, in der er von ihrer Seite aufspringen mußte, weil er es nicht mehr ertragen konnte, sie zu sehen, ohne sie an sich zu reißen.

Er fürchtete sich vor sich selbst; aber vor ihr graute ihm.

Ein später Abend brachte die Erldfung. Sie saßen zusammen in der Laube bei einer trübe brennenden Lampe. Die Mutter hatte sich gähmend und seufzend zur Ruhe begeben. — Es war ein Abend voll wunderbarer Weichheit der Luft. Der Glanz der Sterne war feucht und tief.

Sie wagte es zu bleiben. Sie spielte mit dem Feuer in verzehrender Neugier.

Es las in einem Buche und hielt den Kopf gesenkt, um sie nicht ansehen zu müssen. Er hatte noch zu lernen und glaubte, sie würde gehen.

Sie aber ging nicht, sondern beugte sich noch weiter vor, mit ihrer weichen Stimme, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, eine gleichgültige Frage stellend.

Fast berührten sich ihre Stirnen. Da riß er ihren Kopf mit einer jähen Bewegung an sich und bedeckte ihr Gesicht mit unzähligen Küssen: er küßte ihre Augen, ihre Wangen, ihren Mund, ihren Hals.

Sie wehrte sich, aber nur schwach. Während sie sich indessen — ein halb ernstliches, halb freudiges Erschrecken heimlich überwindend — in der Überlegenheit der Frau fragte, ob sie ihn gewähren lassen sollte, fühlte sie, wie er sie plödzlich losließ und von sich stieß.

Wenn sie oft nachher — nachdenklich über diese jähe Veränderung seines Wesens in dieser Minute — sich einbilden wollte, es sei ein moralischer Antrieb gewesen, der ihn so plödzlich von ihr gerissen, so irrte sie sich vödlig.

Ein Duft war von ihr ausgegangen, als er an ihren Lippen hing und in ihren Haaren wühlte, der ihn plödzlich ernüchert hatte. Derselbe Duft, der ihn betäubte aus der Ferne und ihn angezogen, stieß ihn ab, als er in nächster Nähe auf seine Sinne wirkte. Es war direkter Widerwille, der ihn erfaßte — unerklärlich, aber zwingend.

Eben noch über alles begehrenswert, war sie ihm jetzt so gleichgültig, wie nur je zuvor.

Hurtig raffte er seine Bücher zusammen und eilte mit einem schnellen „Gute Nacht!“ in das Haus.

Sie sah ihm nach und verstand ihn nicht.

Aber ihr Zauber war vödlig gebrochen.

Sie merkte es sogleich am nächsten Tage.

Sie bot viel auf, um ihn wieder zu gewinnen. Doch nichts mehr gelang ihr.

Im Laufe der nächsten beiden Jahre, in denen sie wieder nebeneinander herlebten, vergaßen sie fast die Szene dieses Abends.

Auch er wurde ihr gleichgültig.

Sie dachte bereits an ihren zukünftigen Gatten, wenn sie die Männer sah, die sich um ihre Schönheit drängten.

Sie wählte sich einen der ältesten unter ihnen und fast den reichsten.

An ihren Halbbruder dachte sie erst wieder, als die Langeweile ihrer Lage sie nach neuen Sensationen suchen ließ und die Neugierde neue Nahrung für ihre klatschhafte Zunge verlangte.

Der Zauber war gebrochen.

Sie war ihm nur noch eine Studie, wie sie dort vor ihm saß —: die kleinen Füße in den eleganten Schuhen vorgestreckt, ermüdet durch Nichtstun, scherzend, liebäugelnd mit der Wohlhabenheit ihrer Umgebung, denn sie fand, daß er es doch wenig weit gebracht haben mußte, seiner einfachen, fast unmodernem Kleidung nach zu schließen.

Doch sie begann es zu merken, daß auch er sie beobachtete, obwohl er sie nicht ansah und offenbar nicht hörte, was sie sagte.

Sie wurde unruhig.

— Aber du hörst mir ja gar nicht zu, und ich sitze hier und erzähle dir alle Neuigkeiten von Bedeutung, die seit zehn Jahren hier geschehen sind —

Er sah auf. Und wieder erröthete sie unter seinem Blick. Wieder suchte sie ihn abzulenken.

— Und nächsten Mittwoch ist Harmonieabend im Kasino: Musik und Ball, da wirst du Alle wiedersehen, die du kennst, unsere ganze Gesellschaft. —

Zum erstenmal sprach sie von ihrem Mann:

— Er hat mir zwar verboten hinzugehen, er sagt, es sei zu viel für mich, sie stampfte mit dem Fuße auf,

— aber jetzt, wo du hier bist, muß er es mir erlauben, muß es, muß es!

Sie hielt einen Augenblick inne, etwas erschöpft und erhitzt von dem langen Sprechen, aber schon ging es weiter.

— Oder besser noch, wir geben eine Gesellschaft, eine große Gesellschaft dir zu Ehren — sie klatschte in die Hände vor Vergnügen und wartete offenbar auf einen ähnlichen Ausbruch des Entzückens bei ihm.

Aber er erkannte jetzt, daß es die höchste Zeit war, dieser Komödie ein Ende zu machen.

Er rückte seinen Stuhl näher und beugte sich etwas vor, so daß er gerade vor ihr saß.

Sie fühlte, nun kam es.

Fast scherzend begann er.

— Ich glaube, du langweilst dich, Klara.

— Ach ja, ich langweile mich — seufzte sie.

— Nun, so solltest du dir Tätigkeit suchen —

Sie antwortete nicht. Er lächelte unmerklich und fuhr fort: „Oder aber Zerstreuung —“

Da sah sie auf und richtete ihre schwimmenden Augen auf ihn.

— Zerstreuung — aber wie? — Was gibt es hier für Zerstreuung?

— Reise.

— Reisen — ich kann ja nicht, er hat ja nie Zeit.

— Wer? —

— Nun, er, mein Mann.

— Daran dachte ich nicht. Ich meinte natürlich, du solltest allein reisen.

— Allein?! wiederholte sie mit dem Ausdruck des Erstaunens, des Erschreckens. — Wie kann eine verheiratete Frau allein, ohne ihren Mann, reisen?

— Weshalb kann denn eine verheiratete Frau nicht allein, ohne ihren Mann, reisen? Unwillkürlich brauchte er dieselben Worte wie sie. Aber es geschah ganz ohne spottende Absicht.

Er wartete auf ihre Antwort. Sie wich ihm aus.

— Ja, ich weiß, daß du so seltsame Ansichten über die Ehe hast. Wie heißt doch dein Buch darüber? — Eine Freundin — die Frau von Redlich, du kennst sie nicht, sie sind erst drei Jahre hier, der Mann ist Hauptmann — ja, sie hat es mir gesagt. Sie wollte mir auch das Buch leihen, sie hat es mir ganz fest versprochen, aber sie hat es mir immer noch nicht gebracht, denn sie muß erst den Professor Hastrich vom Gymnasium fragen, dem gehört es.

Grach hatte Mühe nicht loszulachen.

Daß man ein Buch auch kaufen könne, war dieser Frau offenbar noch nicht bekannt und sie, die gewohnt war, auf Damast und von silbernen Schüsseln zu speisen, scheute sich nicht, die schmutzigsten Leihbibliotheksbände durch ihre weißen Hände gleiten zu lassen. Auf dem Tische vor ihm lagen einige Exemplare dieser Art.

Die Sonne brannte durch die Blätter der Laube. Ihre Glut hatte die höchste Höhe erreicht. Ihn durstete. Er bat um etwas Wein und Wasser. Während der Diener es brachte schwiegen sie. Da sie sah, daß er nicht antwortete, sagte sie: „Könntest du mir nicht sagen, was du

in deinem Buche geschrieben hast über die Ehe, nur ganz kurz; — ich komme so selten dazu, ein Buch zu lesen —“

Er beugte sich wieder zu ihr hin.

— Ich glaube, daß es so viel verschiedene Neigungen und Bedürfnisse gibt, als es Menschen gibt, und ich wünschte, daß jeder Mensch diesen seinen Neigungen ungestört nachlebe, aus dem einfachen Grunde, um selbst ungestört den meinen folgen zu können.

Ich maße mir nicht an, die Menschen zu verstehen. Wir verstehen überhaupt wenig voneinander. Aber frech greifen wir täglich und stündlich in das Leben unserer Mitmenschen ein, unter dem lügenhaften Vorgeben, ihnen helfen zu wollen.

Ich möchte, daß ein jeder nach seiner Fassung glücklich werde hier auf der Erde.

So ungefähr ist der Grundgedanke meines Buches. Du hast es nicht gelesen; ich mußte ihn dir daher schnell herzeichnen.

Wovon man dir aber wahrscheinlich erzählt haben wird, das ist das Kapitel, das ich „Die Menschen der Ehe“ betitelt habe. Ohne irgendwie zu klassifizieren oder zu schematisieren habe ich in ihm die Frage gestellt, ob es nicht einen größeren Teil Menschen gäbe in unserer Zeit, auf welche diese Bezeichnung mit Recht sich anwenden ließe: Menschen der Enge im Gegensatz zu den Menschen der Weite; Menschen, die nie in Konflikt kommen mit ihrer Umgebung, da sie alle Geschicke — alle, die da aus der Menschen Händen kommen — als von Gott ihnen auferlegt betrachten; Menschen der Kleinen Zufriedenheit, die ihr Glück finden in den Winkeln

des Tages, immer an dem einen Tische und immer an derselben Brust; Menschen, die nicht wissen, was es heißt, ein Versprechen auf Lebenszeit zu geben, weil sie nicht wissen, was es heißt: zu leben; Menschen der Stagnation, nicht Menschen der Bewegung; Nummern, aber Nummern, welche zu Zahlen werden, und welche ich deshalb hasse! —

Menschen der Gewöhnlichkeit! — Menschen der Ehe! —

Er hatte fast langsam, mit Ruhe und ohne äußere Leidenschaft gesprochen.

Aber während er sprach, hatte er vergessen, zu wem er sprach.

Als er endete und es merkte, verdroß es ihn. Seit so langer Zeit war er gewohnt, zu sprechen, wie er wirklich dachte, daß er es verlernt hatte, seine Gedanken zu modeln nach dem Ohr seiner Zuhörer.

Es hätte ihn nicht zu verdrießen brauchen. Denn er hatte zu tauben Ohren gesprochen.

— Verzeih, sagte er — er glaubte, sehr lange gesprochen zu haben — — verzeih, daß ich so lange sprach. Ich möchte nicht mißverstanden werden in dem, was ich dir jetzt sagen muß.

Wieder zwang er sie, ohne es zu wollen, zu erröthen. Er hatte bis jetzt kaum den Mund aufgetan, sie hatte unaufhörlich geplappert —: er bat sie um Entschuldigung.

Sie begann ihn zu hassen.

Verstanden hatte sie kaum etwas von dem, was er gesagt. Sie hatte ihm fast so wenig zugehört,

wie er ihr. Ihre Gedanken waren damit beschäftigt, wie sie ihn auf die beste Manier los werden könne.

Für sie gab es keine bedeutenden und unbedeutenden Menschen. Für sie gab es nur Menschen, die ihr zuhörten. Und die Männer zumal! Von denen war sie ja gar nicht anders gewohnt, als daß sie ihr zu Füßen lagen.

Daher beleidigte sie diese Ruhe und Sicherheit.

— Ach, ich bin sehr unglücklich! rief sie und deckte mit den Händen die Augen. — Ich weiß nicht, was ich tun soll . . .

Es war ihr zweites Mittel, mit diesem Manne fertig zu werden. Ihr letztes waren die Tränen. Aber zu diesem wollte sie erst greifen, wenn alle anderen erschöpft waren.

— Ja, Klara, wenn du nicht weißt, was du tun sollst, wer soll es dann wissen?

Sie sah ihn an mit ihren hellen Augen, wie ein hilfloses Kind.

— Du bist doch hergekommen, um mir zu helfen.

Er stand auf. Diese Frau verstand nichts, konnte und wollte nichts verstehen.

Er mußte sie zwingen, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, vor denen sie floh, feig, jammernd und haltlos.

Er blieb vor ihr stehen.

— Nach deinem Briefe mußte ich annehmen, daß du den unwiderruflichen Entschluß gefaßt hattest, dich von deinem Manne auf immer zu trennen, da du ein Weiterleben mit ihm als unmöglich erkannt hast. In der Ausführung dieses Entschlusses dir zu helfen, bin ich

hergekommen, nicht aber, um dich in deinen Entschlüssen zu beeinflussen. Und auch nicht, wie du dir vorhin glauben zu machen suchtest, um diese Stadt, welche mir ganz uninteressant ist, und alte Bekannte, von denen ich nichts mehr weiß und die nichts mehr von mir wissen wollen, wiederzusehen, oder auf eure Bälle und in eure Gesellschaften zu gehen, denn ich verkehre überhaupt nicht in bürgerlichen Kreisen. — Meine Zeit ist sehr bemessen —

Er ging hastig umher. Sie fürchtete sich vor ihm.

— Aber du hast mich gerufen mit dem Schrei nach Hilfe. Läßt man den Sinkenden vor seinen Augen untergehen, wenn man seine verzweifelnde Stimme vernimmt? Und wenn — so unterbrach er sich unwillkürlich lächelnd — — ich dich auch nicht auf dem offenen Meere kämpfen sah, so sah ich dich doch ringen mit der trüben Flut dieses — Teiches.

Es wurde wärmer.

— Deine verstorbene Mutter ist sehr gut gegen mich gewesen. Sie hat mir, dem Verwaisten, ein Dach und einen Tisch geboten viele Jahre lang. Und dann haben wir beide unsere beste Jugend nebeneinander verlebt, wenn auch nicht miteinander. Das vergift sich nicht so leicht. Darum bin ich gekommen, nur darum.

Er hatte eine Rose vom Strauch gerissen und zerstreute während des Sprechens ihre Blätter achtlos umher.

— Wie er die Blume behandelt! — dachte sie. Sie hatte nur noch einen Wunsch: diese erbarmungslos klare

und schneidende Stimme nicht mehr zu hören. Aber diese Stimme klang weiter.

— Ich komme hierher in dem festen Glauben, dich bereit zu finden, den entscheidenden Schritt zu tun. Ich finde dich völlig schwankend, ohne jeden Entschluß — sage mir doch, weshalb du mich eigentlich gerufen hast?

Sie sah sich bis auf den letzten Punkt gedrängt und verließ ihn, um sich zu retten, indem sie zum Angriff überging.

— Du sprichst soviel, klagte sie, — von den Mißständen in der Ehe. Willst du mir nicht sagen, wie du dir denn die Ehe denkst? — Wenn du etwas beseitigen willst, so mußt du doch etwas anderes an dessen Stelle setzen können.

Diesen letzten Satz hatte sie einmal irgendwo gehört und er dünkte ihr gut und passend, um ihn jetzt anzuwenden. Kein Weib ist ganz ohne Schlaueit. Auch sie war es nicht.

Grach antwortete sofort.

— Ich kenne nur ein Verhältnis wie zwischen Mensch und Mensch, so zwischen Mann und Weib, das ich würdig nenne: das auf gegenseitiger Unabhängigkeit beruhende; denn es ist zugleich das einzige, welches die gegenseitige Achtung ermöglicht. Der Herr verachtet den Knecht, und der Knecht haßt den Herrn.

Mit verständnislosem Lächeln sah sie vor sich hin.

— Und in der Ehe? — fragte sie unsicher.

— Bemitleidet der Mann heimlich die Frau, während die Frau ihn heimlich belächelt.

Verstohlen blickte sie ihn von der Seite an.

Woher weiß er das? — war ihr erster Gedanke

— Es gibt doch so viele glückliche Ehen —

— Wie viele kennst du?

— Nein —, aber —

— Nun, ich leugne es. Es gibt verschwindend wenige.

Was Glück genannt wird ist Zufriedenheit. Und was Zufriedenheit scheint, ist nur Gewöhnung — jene Gewöhnung der schwächlichen Ohnmacht, die davor zurückschaudert, Ketten zu brechen, und in feiger Nachgiebigkeit Schritt für Schritt zurückweicht, Stück um Stück ihrer eigenen Würde, ihrer eigenen Freiheit und — was das Traurigste ist — ihres eigenen Glücks opfert, um das zu werden, was eine alberne Öffentlichkeit einen guten Ehegatten, ein treues Eheweib nennt.

— Aber wie denkst du dir denn . . . begann sie zu wiederholen.

— Das Verhältnis zwischen Mann und Frau in der Freiheit? — Ich verstehe eine solche Frage kaum. Vernünftige Menschen kommen zusammen, wenn sie sich lieben und gehen auseinander, wenn sie sich nicht mehr lieben. Mag sein, daß sie bis an ihr Lebensende zusammen bleiben in Liebe und Einigkeit. Oft wird es nicht der Fall sein.

Auch sie stand nun auf.

— Aber um Gottes willen, das ist ja im höchsten Grade unmoralisch, was du da sagst! rief sie. — Es ist ja unanständig!

Er lachte nur, laut und rücksichtslos.

Er hatte ihr so viel Klugheit zugetraut, daß sie ihn

fragen würde, was aus den Kindern der freien Verbindung werden würde. Aber er täuschte sich auch diesmal. Sie rief — wie alle Schwachköpfe — die Moral zur Hilfe, wo ihr Verstand nicht mehr ausreichte.

Gleichmütig sagte er:

— Ja, über Anständigkeit und Ehrenhaftigkeit gehen meine Anschauungen und die deiner Klasse, welche du theilst, wie ich sehe, weit auseinander. Ich weiß, daß es noch viele, viele Menschen gibt, die eine Vereinigung erst dann für anständig halten, wenn sie sich dieselbe gegenseitig erlaubt haben: Standesamt — Kirche und Pfaffe — Hochzeitsreise; die es anständig nennen, wenn zwei Menschen zusammenbleiben, die sich nicht mehr sehen können und die erkannt haben, daß auch das leiseste Gefühl sie nicht mehr zusammenhält, sondern nur noch das gegebene Wort. Ich weiß aber auch, daß es Menschen gibt, welche jede Umarmung, die aus anderen Gründen erfolgt, als aus gegenseitiger Liebe, gemein nennen, und zu diesen Menschen gehöre auch ich. Und Eins möchte ich dir und allen, welche die Ehe verteidigen und unsere Anschauungen der freien Liebe so laut und emphatisch beschreiben, Eins möchte ich euch allen, euch Menschen der Ehe, sagen: Tut, was ihr wollt, aber zeigt uns durch eure eigenen glücklichen Ehen, daß wir im Unrecht sind und ihr im Rechte seid mit eurer Heiligsprechung der Ehe! Dann werden wir euch vielleicht glauben, eher nicht!

Er griff nach Hut und Stock.

— Adieu, Klara, sagte er und gab ihr die Hand,
— leb' wohl! Ich habe gesehen, daß du nicht unglücklich

bist. Du bist unzufrieden, natürlich — du bist ja nicht frei. Aber wer kann dir da helfen, wenn du es nicht selbst tust?

Sie war vollständig verwirrt. Sie wollte ihm noch etwas entgegenen, sie hatte den glühenden Wunsch, ihn noch zu demütigen, aber sie fand kein Wort mehr seiner kalten Überlegenheit gegenüber.

Nicht einmal ihr letztes Mittel jetzt anzuwenden, schien ihr zweckmäßig, O, wenn sie das vorher gewußt hätte, nie hätte sie ihm geschrieben!

Und sie kämpfte mit ihren Tränen der Wut und des Zornes, als sie ihm gegen ihren Willen die Hand geben mußte. Er aber ergriff sie und schüttelte sie freundlich. Dann ging er mit seinen schnellen Schritten den Kiesweg entlang, durch den hohen und kühlen Flur an der weißen Treppe vorbei und über den weiten Platz, der verlassen lag wie vor einigen Stunden.

Als er in seiner Mitte angelangt war, kam von der anderen Seite her ein älterer Herr. Er ging schon gebeugt.

Grach sah ihn in die Türe treten, die er soeben verlassen. War das ihr Mann?

Wenn er mit den Blicken die Wände hätte durchdringen können, wäre ihm folgendes Bild erschienen: Frau Alara Böhmer hing an dem Halse dieses älteren Herrn, küßte ihn stürmisch und bettelte ihm die Erlaubnis ab, am nächsten Mittwoch den Ball im „Kasino“ besuchen zu dürfen (— in einem ganz neuen Kleide —), während sie in ihrem Innern beschloffen hatte, ihm fürs erste noch nichts von dem Besuch zu erzählen, den sie so schnell und dazu noch auf eine verhältnismäßig so gute Art und Weise losgeworden war.

Grach ging, ohne eigentlich zu wissen wohin. Während er noch in die Gedanken versunken war, die ihm in diesen Stunden gekommen und die er nun weiter und zu Ende dachte, während er so in Gedanken zu Boden sah, ging er ganz instinktiv die Wege, welche zur Höhe des Berges zwischen den Gärten und ihren Mauern hinführten, und welche er so zahllose Male als Kind und als Knabe im Spiele gelaufen, lernend, erzählend, mit Kameraden und allein, traurig und fröhlich gegangen war.

Er sah nicht wohin er ging. Nur ins Freie, hinaus, fort aus der Albernheit dieser Enge, die ihn da eben stundenlang umschnürt gehalten hatte!

Er war wie zerschlagen.

Seit Langem hatte ihn nichts, keine Unterredung, keine Diskussion, keine Verhandlung, so ermüdet, wie die Unterhaltung dieses Nachmittags.

Ihm war, als habe er Zuckerwasser trinken müssen, in großen Quantitäten, ein Glas nach dem andern. Ihm war, als sei er umhergetappt in schwülen und haltlosen Nebeln, als habe er etwas Weiches, Zerrinnendes zwischen seinen Fingern gehalten, etwas, das formlos war und keine Gestalt annehmen wollte, er mochte bilden, wie er wollte.

Es war die Moral der Bourgeoisie gewesen, mit der er eben diesen Kampf gekämpft hatte, diese satte, selbstgefällige, verächtliche Moral, die keinem Gedanken Stand hielt, an jeder Wahrheit genäschig schleckte und Alles, Alles herunterzog in den Staub ihrer Mittelmäßigkeit. Er haßte sie, diese Menschen, er fühlte erst jetzt, wie sehr er sie immer gehaßt hatte: ihre Anschauungen, ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihr heuchlerisches Weinen und ihr oberflächliches, humorloses Lachen!

Was wollte denn diese Frau eigentlich?

Hatte sie nicht Alles, was ein Mensch nur an äußerlichem Glücke begehren konnte?

Sie war schön. Sie war noch jung. Sie war reich. Aber sie hatte einen Mann, der wohl zuweilen eine eigene Meinung zu haben sich erlaubte; einen Mann, der sie nicht so befriedigte, wie ihre Natur es verlangte. Nun, warum ging sie nicht von ihm, wenn sie es bei ihm nicht mehr „aushalten“ konnte?

Nichts hielt sie, als die kindischen Anschauungen ihrer Klasse von Ehre und Sittlichkeit.

Die Welt lag vor ihr. Warum ging sie nicht hinein, lernte kennen, was dem Suchenden so interessant, so geheimnisvoll, so neu und so unendlich reizvoll erscheinen muß?

Weshalb genoß sie nicht die Schönheit dieser Welt, von welcher sie nichts kannte?

Sie konnte nicht allein sein. Zu flach, um sich selbst auch nur auf eine Stunde zu genügen, konnte sie auf eine Stunde nicht die Gesellschaft entbehren, deren Leben

ihre Nahrung war. Machtlos sich durch ihre eigene Persönlichkeit neue Verbindungen zu schaffen, wäre sie draußen in der weiten Welt gestorben vor Langeweile, verzehrt von Sehnsucht nach dem kleinlichen Getriebe ihrer früheren Tage.

Deshalb mußte sie bleiben, wo sie war, auf dem Platze, auf den sie ihr eigener freier Wille gestellt hatte und den zu verlassen sie nicht die Kraft besaß.

Sie mußte ihr ,Unglück' weitertragen.

Er glaubte nicht an dieses Unglück. In Wirklichkeit hatte er nie geglaubt, daß diese Frau jemals unglücklich werden könne.

Außerdem würde sie ihren Mann allmählich besiegen. Eine echte Frau, die sie war, würde sie ihn mürbe machen —: langsam, nach und nach, mit aller Zähigkeit, würde sie ihm Locke auf Locke seiner Kraft rauben, bis er willenlos geworden war ihr gegenüber.

Der Mann war mehr zu bedauern, als sie.

Für ihn aber war sie eine abgetanene Sache. Es war eine Dummheit gewesen, daß er hierher gekommen war. Er gehörte nicht zu den Menschen, die sich schämen, ihren Dummheiten ins Gesicht zu sehen. Aber er glaubte doch, nun sagen zu dürfen, daß er so bald wieder keine neue machen würde.

Am liebsten wäre er noch heute Abend abgereist. Aber er wußte nicht, wann die Züge gingen. Und außerdem — er war nun einmal hier. Die Hitze des Tages begann langsam nachzulassen. Er wollte noch einige Stunden verbringen auf dieser Höhe mit dem Blick auf

die Stadt zu seinen Füßen. Irgendwo würde er schon ein grünes und kühles Plätzchen finden.

Und mit dem ihm charakteristischen Ruck seiner Schultern schüttelte er die Erlebnisse dieses Nachmittages von sich: aus seiner Stirn und von seiner Brust.

Nun waren sie ihm erledigt für immer.

— Eine komische, kleine Stadt! hatte er noch vor drei Stunden zu sich selbst gesagt.

Aber von dieser Höhe aus gesehen schien die Stadt weder klein noch komisch, und er dachte, es müsse gräßlich sein, in ihr zu leben und zu sterben.

Gewiß — man wußte nicht mehr, was der Nachbar kochte und aß, aber was er trieb und ließ, man kümmerte sich darum noch immer bis in die kleinsten Einzelheiten hinein.

Daher wagte sich Keiner zu rühren, und bei jeder Handlung, die er beging, sah er zuerst den anderen an, ob dieser dasselbe je getan oder je tun würde.

Es gab Männer von Genie in dieser Stadt: aber ihr Genie war völlig einseitig. Es war einzig darauf gerichtet, Geld in möglichst großen Massen zusammenzuspeichern. Ein schlechterer Gebrauch konnte von demselben nicht gemacht werden, wie es hier geschah: es blieb oft einfach liegen und vermehrte sich dann — in Folge der Privilegien, welche es schützten — von selbst. Er zog alle Kraft und alle Energie dieses ganzen Landes an sich. Es war ein kaltes, grausames, sinnloses Ungetüm, unersättlich und gierig.

Auch denen, die es besaßen, gab es nichts. Denn sie hatten keinen Geist. Sie hatten keine Spur von Geist. Sie machten alle Jahre eine vierwöchentliche Reise und schickten ihre Söhne einige Jahre in die Freiheit des Lebens.

Außerdem gaben sie alle paar Wochen ihrer ganzen Familie große Essen, bei denen es hoch herging. Man sprach im heimischen Dialekte und ergänzte die Familienchronik.

Das war aber auch alles. Für kein Vergnügen feinerer Art hatte man hier den geringsten Sinn. Man besaß kein Theater, keine Konzerthalle, und man kaufte nie ein Buch. Die Kunst war hier so heimatlos wie die Wissenschaft.

So war es vor zehn Jahren noch gewesen.

Ob es heute noch so war, wußte Grach nicht. Es war ihm auch gleichgültig. In der Zeitung der einen Stadt — die der einen war konservativ, die der anderen freisinnig, und sie lagen sich natürlich beständig in den Haaren — hatte sich noch kein Wort geändert gegen früher. Er hatte sie beim Essen durchflogen.

Nein, es war keine komische Stadt, wenigstens nicht für den, welcher in ihr zu leben gezwungen war.

Es war auch eigentlich keine kleine Stadt, denn sie füllte, wie er jetzt sah, die ganze Breite dieses Tales. Sie hatte sich vergrößert. Man hatte — traurig genug — zu den drei alten noch zwei neue Kirchen gebaut.

Dieses Tal entbehrte der Anmut nicht. Der träge Fluß durchschnitt üppige Wiesen und die Hügel waren bedeckt mit dichtem Tannen- und Laubholz. Aus einer

dieser dunklen Kuppen ragten die schlanken Turmspitzen eines modernen Schlosses in den sonnenheißen Himmel. Dort wohnte der König der Gegend. Er wußte, daß er das war: er redete seine Arbeiter mit Ihr an und sorgte für sie, wie „ein Vater für seine Kinder“. Ihm ging es gut dabei; seinen Kindern weniger. Never mind!

Und immer wieder wandten sich Grachs Augen nach rechts und nach links, dorthin, wo an den Grenzen seiner Blicke die Wolken des Rauches sich ballten zu seltsamen, fremdartigen, formlosen Gebilden.

Ideen schienen es zu sein, die nach Gestaltung rangen. Und er sah im Geiste den Tag, wo diese Ideen, nicht am hellen Nachmittag in heißer Sonne, nein, am kühlen Abend, beim Beginn der Nacht, in rußige, markige Gestalten verkörpert, von beiden Seiten dieses Tales herangezogen kamen und diese ganze abgelebte Gewöhnlichkeit, dieses ganze Nest von Ämtern, Titeln und Bürden, diese ganze Uniformität der Gesinnung so durcheinander rüttelten, daß die friedlichen Schläfer dieser guten Städte am nächsten Morgen nicht mehr wissen würden, auf welcher Seite des Flusses sie eigentlich waren.

Dann würde er vielleicht endlich geendet sein, der erbitterte Streit um die Oberherrschaft.

Aber dann würde es auch zu spät sein.

Eine komische, kleine Stadt!

Nein, es war weder eine komische, noch eine kleine Stadt.

Trotz der Hitze fröstelte Grach.

Die Sonne quälte ihn und seine undankbaren Gedanken quälten ihn ebenfalls.

Hatte er nicht Grund dankbar zu sein?

Dankbar dafür, daß er nicht mehr hier zu leben brauchte? —

Er wandte sich ab und stieg den Weg weiter hinauf. Ein Blechschild fiel ihm in die Augen: „Gartenwirtschaft.“ Das war, was er suchte. Bäume und Schatten und Stille.

Er stieg eine Treppe empor und durchschritt die Tür. Da stuzte er plöblich.

Vor ihm her ging eine Frau.

Er erkannte sie sofort.

Nur eine Frau war ihm im Leben begegnet, welcher dieser feste, stolze Gang, diese aufrechte, und doch grazidse Haltung eigen war: Dora Svk. Sie mußte seine Schritte gehört haben, denn sie wandte sich um.

Zu gleicher Zeit streckten ihre Hände sich einander entgegen und faßten sich mit starkem, freundschaftlichem Druck.

Die Freude, sich wiederzusehen, war auf beiden Seiten gleich groß und ehrlich. Gleich war aber auch bei beiden eine gewisse Verlegenheit: man war hier auf fremdem Boden und wußte im ersten Augenblick nicht recht, wie man es dem anderen klar machen sollte, weshalb man hier war. . . .

Dort, wo ihre eigentliche Heimat war, in der großen, weiten Welt, in dem Getriebe der ungeheueren Stadt, in den schrankenlosen Verhältnissen, deren Physiognomie wechselte wie der schwankende Tag, in der großen, geistigen Bewegung, waren sie sich zuerst begegnet, hatten sie sich gesehen, sich gesprochen, waren sie schnell wieder auseinander gerissen, hatten sich nicht vergessen, aber auch kaum mehr aneinander gedacht, vielleicht nur deshalb, weil sie keine Zeit dazu gehabt.

Seinen Namen hörte sie oft: er wurde überhaupt viel genannt; ihren Namen hatte er lange gekannt, ehe er sie sah, denn er war eine Zeitlang viel genannt worden. Es war gewesen, als sie einundzwanzig Jahre alt war und ihr erstes Werk Aufsehen erregte. Vor etwa sechs Jahren.

— Franz Grach!

— Dora Sny!

Sich hier wieder zu sehen, war für beide eine ganz außergewöhnliche Überraschung, und indem sie nach einem Wort suchten, um diese auszudrücken, sprangen sie beide plötzlich an zu lachen und gaben sich nochmals die Hand, wie um sich zu vergewissern, daß sie es wirklich waren.

— Fräulein Dora Sny! rief er aus. — Also deshalb hört man nichts mehr von Ihnen —

— Es ist sehr eigentümlich, daß wir uns hier treffen, sagte sie, indem sie ihre Hand zurückzog.

— Nicht so sehr was mich betrifft: bin ich doch hier in der Stadt meiner Jugend. Ich bin nämlich hier erzogen.

— So. Und ich erziehe jetzt hier.

Er fuhr zurück.

— Das ist schrecklich. Wen erziehen Sie denn?

Sie lachte herzlich. „Kinder,“ sagte sie, „Mädchen von zwölf und dreizehn Jahren.“

— In der höheren Mädchenschule?

— Ja, in derselben, entgegnete sie, und immer noch lag Lachen um ihren Mund, — ich bewundere die Treue Ihres Gedächtnisses. Wie lange waren Sie nicht hier?

— Fast ein Jahrzehnt nicht. — Hören Sie:

„Der Herr segne deinen Ausgang und“ —

— „Und deinen Eingang“ — ja, so steht es über dem Tore geschrieben.

— Lachen Sie doch nicht, Fräulein Sny! Ich weiß, was es heißen will, Lehrerin an dieser Schule zu sein — für Sie ist es unwürdig.

— Nein, sagte sie schnell und wurde ernst, — es ist nicht unwürdig, um sein Brot zu arbeiten. Aber eins ist sicher: es ist lähmend, weil es unnütz, total unnütz ist. Denn ich bin gehindert, das zu sagen, was ich sagen möchte, wenn ich auch nicht gezwungen bin zu sagen, was ich nicht sagen will . . . Unwürdig? — Nein, das Schweigen der Machtlosigkeit ist nie unwürdig.

Er sah sie inmitten dieser Gesellschaft, die er kannte — die Personen konnten sich geändert haben, die Tendenzen nie: der Direktor ein Pietist, die Lehrer zu halben Weibern geworden in ihrer falschen Stellung zwischen lauter Unterröcken, die Lehrerinnen alte Jungfern, verbittert die einen, emanzipiert in ungutem Sinne die anderen — und er hörte nicht auf das, was sie ihm entgegnete.

— Wie können Sie hier leben? — rief er fast heftig.

— Wie können Sie sich stellen zu diesen Mumien —

— Sehr gut. Sie hassen mich so, daß wir fast nie zusammen sprechen.

— Ja, was sollten Sie auch zusammen sprechen! rief er. — Und machen Sie mir nur nicht vor, daß es anders ist mit dieser entzückenden Jugend, ich kenne sie, diese unreife Gesellschaft, schlimmer als die Buben

sind sie: kokett schon, noch mit der Puppe im Arm, neugierig, naschhaft, und ganz schon von dieser entsetzlichen Schwazghaftigkeit der Alten, dieser Schwazghaftigkeit der Leere, welche nichts zu sagen weiß, und immer plappert, plappert — o ich habe sie eben drei Stunden lang gehört! —

Sie ging ruhig weiter, aber sie antwortete ihm nicht mehr. Ihr Beispiel, dachte er da, dieses herrliche Beispiel der Kraft und Gesundheit, der Vorurteilslosigkeit und Schönheit, des Geschmacks und der Gesundheit der Harmonie, ihr Beispiel, sollte wenigstens dieses nicht schweigend wirken? Und er fragte sie danach.

Mit einiger Ungeduld lehnte sie seine weiteren Fragen ab. Auch ihr Beispiel nicht, sie sagte es schon. Es war kein Boden bereitet.

Er merkte plöglich, daß sie litt und ward still.

Während ihres kurzen Gespráches hatten sie den Garten betreten. Über die ganze Kuppe des Hügels hin erstreckte er sich. Seine Bäume waren herrlich. Sie bildeten dichte und schützende Dächer über den Tischen und Stühlen, die überall auf die ansteigenden Terrassen gestellt waren.

Eine große Halle lag auf der höchsten Höhe des Hügels. Sie war roh aus Holz aufgezimmert und dazu bestimmt, großen Massen bei schlechtem Wetter Aufenthalt zu gewähren. Denn an allen Sonn- und Feiertagen belebten hunderte und aberhunderte von Menschen die Stille dieser fast einsamen Höhe; an Wochentagen verlief sich selten ein Gast hierher. Die reiche Natur konnte ungestört die Schäden wieder heilen, die trampelnde FüÙe, die keiner Wege achteten, und rohe Hände, die frevlerisch in dieser grünen Pracht wühlten, ihr schlugen.

Keine Großstadt besaÙ einen größeren, in seiner rauhen und nie gepflegten Wildheit schöneren Garten.

Grach breitete die Arme aus vor Freude.

— Das ist herrlich! rief er.

Sie lächelte.

— Ja, es ist herrlich! sagte sie auch. — Es vergeht fast kein Tag, an dem ich nicht die letzten Stunden des Nachmittags hier verbringe. Hier stört mich kein Mensch. Ich kann sitzen, wo ich will, ich kann gehen, ich kann lesen, ich kann tun, was ich will. Mir ist, als sei sie mein, diese ganze Höhe.

An dem Wirtshause vorbei, wo der Besitzer des Gartens mit seiner Familie wohnte, führte sie ihn langsam empor.

— Überall hin können wir uns setzen, Grach, sagte sie. — Wollen Sie die Stadt sehen? Oder wollen wir hier bleiben, auf dieser Terrasse, wo es am kühlfsten ist?

— Hier, bat er, — lassen Sie uns hier bleiben. Hier ist es einsam, kühl und schön.

So setzten sie sich, einander gegenüber, an einen der Tische. Ein Mädchen kam mit einer Flasche und einem Glase. Als sie den gewohnten Gast in Gesellschaft eines andern sah, malte sich sprachloses Erstaunen auf dem frischen, jungen Gesicht.

— Kein Bier heute, Rätchen, sagte Dora Enk, — ich habe Besuch heute. Eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser.

Das Mädchen entfernte sich nur zögernd.

— Sie ist völlig außer Fassung, die Kleine. In den drei Sommern ist ihr das nicht vorgekommen. Und, daß ich es Ihnen nur gestehe, auch ich bin etwas verwundert.

— Also die Sehnsucht hat Sie einmal wieder hierhergetrieben? Sie wollten einmal wieder wandeln auf den Fluren ihrer Kindheit?

— Ach was, rief er fast barsch, — ich habe eine Dummheit gemacht, eine große Dummheit.

Er erzählte ihr in hundert Worten, was er soeben erlebt.

Der Wein glänzte in den Gläsern vor ihnen. Sie stießen miteinander an.

— Aber ich bin ausgesöhnt mit meiner Dummheit — rief er in ehrlicher Freude, während er sie ansah.

Sie war es wert angesehen zu werden.

Fest zurückgelehnt in den Stuhl und die Füße gegen den Boden gestemmt, die Hände im Schoße gefaltet, saß sie in der unbewegten Ruhe von Menschen da, welche viel arbeiten und diese Ruhe, deren sie bedürfen, dann, wenn sie ihnen wird, auch wirklich genießen.

Ihren Hut hatte sie abgenommen und Gracch bewunderte die einfache Kunst, mit der sie ihr dunkelbraunes Haar in einen griechischen Knoten gebunden trug.

Alle Linien an dieser schönen Gestalt waren groß, kühn und frei; lang und natürlich, durch keine künstlichen Mittel verziert, fielen die Falten ihres Kleides nieder.

Ihre Hände, an denen sie keine Ringe trug, waren groß und weiß, und ebenso waren ihre Zähne, keine Perlen-Zähne, aber von tadelloser Ebenmäßigkeit.

Das Gleichmaß der ruhigen, großen Schönheit war in ihr verkörpert. Und wie es unmöglich war, sich dieses Gleichmaß ihrer Erscheinung durch irgend etwas: durch

eine eckige, unbehilfliche Bewegung, durch die Wildheit eines fassunglosen Schmerzes, die Raserei einer zügellosen Leidenschaft, die Unschönheit einer Erniedrigung oder einer gewaltsamen Überhebung gesüßt zu denken, so unmöglich war es auch zu glauben, daß das Alter jemals diese hohe Gestalt beugen, das Elend diese einfache Würde knicken, der Tod diese verkörperte Gesundheit brechen könne.

Es gibt Profile, welche hingekritzelt scheinen, stümperhafte Dilettantismen, verzerrte Karikaturen in die Breite oder in die Länge, hingeklatscht von ungeübter Hand und dann verwischt durch Zerknitterung des Papiers; und es gibt Profile, die mit Künstlerhand schnell entworfen scheinen in verräterisch-schönen Linien voll Weichheit, Grazie und Liebreiz, oder aber hingezeichnet in einem großen, wundervollem Zuge in seltener Stunde . . .

Zu den letzteren gehört Dora Enks Profil. Ein Anfaß, ein fühner Zug, rasch, energisch, meisterhaft — tadellos: so war ihr Profil, welches Grach in erwachender Leidenschaft mit dem Auge sich immer wieder heimlich nachzeichnete, während er es betrachtete.

Nie war ihm früher die bestechende Harmonie ihres Wesens so aufgefallen, wie jetzt. Der beschäftigte Tag hatte damals seinen Blick getrübt. Nun saß sie vor ihm und sah vor sich hin, während er sprach.

Und mehr als alles bezwang ihn der Ausdruck einer beginnenden Müdigkeit, die sich über dies schöne Antlitz ausbreitete. Keine Spur von der Unschönheit der Bitterkeit, nur das ganz allmähliche Erlahmen . . .

Ein noch fast unsichtbares Erlahmen.

Aber er sah es.

Dieser schöne Mund begann sich zu schließen in der Herbheit des Stolzes — wann durfte er einmal sprechen in den Lauten, die er gewohnt war, den Lauten der Erkenntnis, der Freiheit und des Verständnisses der Liebe? — Diese tiefen Augen umschatteten sich bereits. Gewohnt in die weiteste Ferne zu schauen, Abwechslung, Fülle, Reichthum alles äußeren Lebens zu trinken, fingen sie an sich zu trüben zwischen den Dunstwolken dieses ärmlichen Tales, dem Rauche der Feuerherde dieser erbärmlichen Stadt, der Stickluft einer ungelüfteten Schulstube.

Er dachte an anderes, während er ihr erzählte, weshalb er hierher gekommen war. Er wurde unruhig.

— Menschen der Ehe! sagte sie, als er geendet hatte. Er sah auf. Sie hatte also sein Werk gelesen. Er wußte nicht, daß es seit Jahren keinen Mann gab, den sie im stillen seines Mutes und seiner unerschütterlichen Energie wegen so bewunderte wie ihn.

— Menschen der Ehe! wiederholte sie, ohne Geringschätzung oder Verachtung, sondern mit der Ruhe, mit welcher der Forscher das Objekt seines Studiums benennt. Aber lachen schien sie doch nicht zu können über Grachs hastige Erzählung. Dazu war sie diesen Menschen doch zu nah.

Mehr und mehr überzeugte sich Grach während des Gespräches der nächsten Stunde, wie sehr sie es verstanden hatte, sich Allem, was die Zeit an Gutem, Bedeutendem und Großem leistete, nah zu halten. Fast nichts war ihr unbekannt geblieben: jedes Buch hatte sie gelesen, jedes Ereignis mit dem ihr eigenen Scharfblick betrachtet und beurteilt, jede neue Erscheinung in den Kreis ihres Verstehens gezogen.

Sie sprachen von Allem, wie es ihnen kam. Über vieles gingen ihre Ansichten auseinander, aber über jedes hörten sie des anderen Meinung und über nichts verschwiegen sie die eigene.

Er forschte sie aus. Aber es war so, wie er dachte: sie stand hier ganz allein, ohne Freunde, ohne Verkehr, ohne Verständnis bei irgendeinem Menschen. Sie las viel. Aber sie war die einzige vielleicht in der ganzen Stadt, welche anderes las als Zeitungen und die Romane der Leihbibliotheken.

Kein Mensch auch wußte hier, wer sie war. Eine fremde Erscheinung war sie hierhergekommen und mit scheuer Achtung ging man ihr aus dem Wege, während man ihr nach den ganzen Klatsch der Verständnislosigkeit und des Hasses, weil sie „anders war“, schüttete.

Wer sollte hier auch ihren Namen kennen! Hier waren nur die Namen berühmt, die die Schilder der Straßen und die Zeitungen des Tages nannten.

Sie war plötzlich verschollen und der Laut ihres Namens war schon fast verhallt. War sie hier untergetaucht in diesem Sumpf, um hier zu sterben? — Der Gedanke machte Grach schaudern.

Und wieder betrachtete er sie mit den Blicken der Liebe, während er auf den Klang dieser tiefen, schönen Altstimme lauschte. Sie sprach langsam das Ernste, das sich in ihrem Gehirn bildete, und mit Nachdruck in jedem Wort. Leicht jedoch und ungezwungen beantwortete sie seine Fragen nach ihrem persönlichen Leben, mit einem ganz kleinen Anflug von Spott und Behmut in ihrer Stimme.

Sie war wohlthuend, diese Stimme. Unwillkürlich mußte er einmal diese einfache und schöne Sprache mit dem Geplapper vergleichen, das ihn den ganzen Nachmittag gefoltert. Auch in allen Nebensächlichkeiten war

keine größere Verschiedenheit denkbar, als die zwischen diesen beiden Frauen.

Welche wunderbare Frau! Welche wunderbare Frau! dachte er immer wieder und ließ keinen Blick von ihr. Immer mehr begann er sie zu verstehen. Täuschte er sich dennoch? — War sie glücklicher hier, als sie es früher gewesen? Oder war diese Resignation nur die Folge eines äußeren Zwanges?

Nein, er konnte sich nicht täuschen!

Sie litt.

Eine herrliche und fast unerschöpfliche Fülle von Lebenskraft hatte sie bisher aufrecht erhalten. Noch war nichts in ihr angegriffen, geschweige denn gestört.

Aber der äußere Dunst begann sie zu bleichen. Sie verlangte nach Leben, wie die Pflanze nach Wasser verlangt.

Drei Jahre schon hatte sie keinen Tropfen vielleicht äußeren Glücks genossen — jenes Glückes, welches ein tägliches Bedürfnis ist: für Körper und Geist eine Befriedigung.

Und noch immer stand sie aufrecht! — Aber von heute schon auf morgen konnte sich das erste dieser dunklen Haare bleichen, konnte sich diesem Munde zum erstenmal ein Schrei der Wildheit: der Wut und der Klage, entlösen und er sich dann auf immer in Schweigen schließen, konnte dieser noch so helle und klare Geist sich trüben in der Nacht dieses Lebens . . . Und dann war es zu spät!

Nein, nie durfte das sein!

Er lachte plötzlich laut und bitter.

Sie sah erstaunt auf.

— Weshalb lachen Sie so?

Alles in ihm schäumte auf.

— Dora Sny, rief er, und lachte wieder, wie eben,
— Dora Sny — und zweite Klassenlehrerin in der Schule für höhere Töchter zu Abdera! — Nun, wenn das kein Witz ist, über den man lachen darf, dann weiß ich es nicht!

Sie erblaßte erst, dann überzog ein tiefer Unmut ihre Stirn. Zum erstenmal mischte sich ein Klang von Schärfe in ihre Stimme.

— Sie verstehen meine Stellung völlig falsch, Grach. Sie sah ihn fest an. — Ich bin nicht nur hierhergekommen, um für einige Zeit in sicherer, äußerlich sicherer Situation leben zu können, sondern ich bin auch hierhergekommen, weil ich — ich wiederhole es: für einige Zeit — der inneren Ruhe bedurfte. Und das ist genug Entschuldigung für meine Flucht, wenn sie überhaupt einer bedarf.

Aber Grach war so erregt, daß er nur halb vernahm, was sie sagte.

— Ach was, rief er ungestüm, — eine Frau, wie Sie, hat überhaupt keine Entschuldigung! Die einzige, welche es gäbe, wäre die: daß Sie hier Ihr Leben wirklich leben. Aber zwischen diesen Mumien und Geldsäcken, diesem stagnierenden Haufen müssen sie ja über kurz oder lang ersticken!

Ihre Antwort erfolgte sofort. Sie war erzürnt.

— Sie gehen immer wieder von der unbegründeten und ganz falschen Voraussetzung aus, daß ich mich auf immer hier vergraben wolle. Ich denke nicht daran.

Er war aufgesprungen und ging auf und ab.

Sie war wieder völlig ruhig. Auch während der letzten Worte hatte sich keine Linie ihrer ruhigen Haltung verändert.

— Ich weiß, was ich zu tun und zu lassen habe. Und wenn Sie es durchaus wissen wollen, nun ja, ich denke, ich gehe bald zurück in die weite Welt meiner Heimat . . .

Er stand ihr zur Seite und sie hörte seinen schweren Atem.

— Tun Sie es noch heute! rief er leidenschaftlich. Und mit bebender Stimme fügte er, kaum hörbar selbst für sie, hinzu: — Und — tun Sie es mit mir! . . .

Er sah auf sie nieder. Sie rührte sich nicht. Die leise Dämmerung, die unter den hängenden Zweigen lag, verhinderte ihn zu sehen, wie die Farbe ihres Gesichts wechselte.

Sie antwortete nicht. Seine Hand lag auf der Lehne ihres Stuhles.

Dann sah sie auf seinen Sitz. Er verstand sie und setzte sich langsam.

Sie nahm das vor ihr stehende Glas und leerte es mit einem Zuge.

Sein Herz klopfte.

Da sah sie ihn an und lächelte. Noch immer entgegnete sie ihm mit keinem Worte. Aber er wußte jetzt, was er begehrte zu wissen.

Er nahm ihre schlaff herabhängende Hand. Er küßte sie nicht. Aber mit beiden Händen umfaßte er sie innig, mit einem zugleich zarten und festen Druck.

— Dora Enk, sagte er leise und seine Stimme bebte noch immer, — die Erde ist so arm an Glück in unseren Tagen. Sollten wir nicht einmal versuchen, zusammen glücklich zu sein?

Sie sahen sich an. In seinen Augen glühte die heiße, stumme, begehrende Bitte.

Er hatte gesiegt. Er sah es an dem Ausdruck ihrer Augen, dem Lächeln ihres Mundes und er fühlte es an der Wärme ihrer Hand, die er nicht losließ.

Sie zog sie zurück. Sie wollte nicht, daß die Stimmung sie überwältigte.

— Schenken Sie mir noch einmal ein, Grac. — So. — Und nun lassen Sie uns vernünftig zusammen sprechen, nun, wie Leute, die nicht mehr ganz jung sind, über so etwas sprechen sollten.

Ihre Stimme hatte nur äußerlich den scherzhaften Klang.

Sie machte noch eine Pause, ehe sie begann.

— Ja, sagte sie endlich. — Sie haben recht. Ich muß fort von hier. Ich will es selbst. Und auch darin haben Sie recht: es soll bald, es soll sofort sein. — Meine Ferien beginnen erst in acht Tagen. Aber ich kann mich vertreten lassen. Es ist das erstemal, daß ich eine Hilfe dieser Art in Anspruch nehme, und da es auch das letztemal ist, habe ich keine Ursache, eine Zustimmung erst abzuwarten. Es genügt, wenn ich dem Direktor die Anzeige meines Fortgehens mache.

Auch meine Verhältnisse kann ich sofort ordnen. — Aber bevor ich mit Ihnen gehe, müssen Sie die folgenden Bedingungen annehmen:

Ich liebe meine Freiheit über Alles, wie Sie die Ihre.

Wir werden also vollständig, in jeder Beziehung, unabhängig voneinander sein. Wir werden uns gegenseitig verschonen mit allen läppischen Zudringlichkeiten an Zeit und Stimmung. Wollen wir einen Weg nicht zusammen miteinander gehen, so geht jeder seinen eigenen. Und — was das Wichtigste ist — wir werden uns trennen in der ersten Stunde, in welcher wir — — anfangen werden uns miteinander zu langweilen.

Sie beugte sich vor und sah ihn mit ihren schönen, klugen Augen an.

— Wollen Sie auf diese Bedingungen eingehen, Grac, dann geben Sie mir nochmals die Hand.

Er griff nach ihren beiden Händen.

— Dora Snt, rief er in jugendlicher Begeisterung, — weiß der Himmel, aber Sie sind doch die herrlichste Frau, die ich je in meinem Leben kennen gelernt habe!

Da lachte sie hell auf und der Bann zwischen ihnen war gebrochen. Frage auf Frage und Antwort auf Antwort folgte sich nun in buntem Wirbel.

Nach Paris wollten sie gehen. Noch heute Abend. Mit dem Schnellzug um halb elf Uhr. Morgen früh waren sie dort. Er zweifelte, daß sie bis zehn Uhr fertig sein könnte. Gewiß, drei Stunden würden genügen für sie. Hatte sie doch von Niemand hier Abschied zu nehmen.

Aber lange hier bleiben durften sie dann nicht mehr. Welche Zeit war es denn? Schon sieben? Ja, es war dunkel schon unter den Bäumen. Einen Abschied aber wollte sie doch noch nehmen: von der Kleinen, die sie so oft hier bedient und mit der sie so manches freunds-

liche Wort getauscht, in der Einsamkeit ihrer vielen Stunden, die sie hier verbracht.

Sie ging in das Haus und bat ihn, zu warten.

Nach zehn Minuten — zehn Minuten, in denen er wie betäubt von seinem neuen Glück dagesessen hatte — kam sie zurück.

— Armes kleines Ding, sie hätte beinahe geweint. Aber ich habe ihr gesagt, sie solle es so machen, wie ich.

Da hielt er sich nicht mehr und nahm sie in seine Arme. Sie ließ es geschehen, daß er sie küßte.

Ernst, Würde, Fassung — Liebreiz, Güte, Harmonie, der Wig der Feinheit — ein außergewöhnlicher Verstand, ein unergründbares Herz: wie, alles dies besaß er plötzlich, ohne es sich erworben zu haben? — —

Das letzte Glas stand vor ihnen. Der gelbe Wein schimmerte in der Dämmerung.

— Auf unsere Liebe! — Dora! — rief er.

— Nein, auf die Freiheit unserer Liebe, die sie so schön macht! sagte sie langsam, bevor sie trank.

Sie verließen den Garten.

Sie sprachen nicht mehr. Schweigend gingen sie hin. Aber als sie eine helle Kinderstimme singen hörten — grell und falsch, aber unbekümmert klang es von den Lippen:

„Nur einmal blüht im Jahr der Mai —
Nur einmal — im Leben — die — Lie—be! —“

sahen sie sich an und lächelten.

— Es ist nicht wahr — sagten sie sich mit diesem Lächeln, — hundertmal blühen sie, und immer von neuem, oft zusammen, oft der eine ohne die andere . . .

Und sie sagten sich:

— Aber nie hat sie uns so schön geblüht, wie dieses Mal . . .

Wieder hörten sie die Stimme und die Worte.

— Es ist nicht wahr —

— Es ist ewig nicht wahr —

An dem Kreuzwege blieb sie stehen. Laut sagte sie ihm:

— Ich gehe jetzt nach Hause. Ich komme schneller dahin, wenn ich allein gehe. — Um zehn Uhr bin ich auf dem Bahnhofe.

Sie gab ihm nicht die Hand, sie grüßte ihn nur mit dem Neigen ihrer Stirn.

Er verstand sie. Er hatte den Hut abgenommen und er verbeugte sich, als sie ging. Er verstand sie: es war nicht Feigheit, daß sie nicht in den Gassen der Stadt mit ihm zusammen gesehen sein wollte. Nur jetzt wollte sie unbehelligt bleiben von den frechen Blicken der Neugier, deren Worte sie von nun an nicht mehr berühren, deren Thaten sie von nun an nicht mehr hindern konnten . . .

Aber er konnte sich nicht enthalten, ihr nachzusehen. Nur eine ging so: sie. Ohne das Wiegen der Hüften, das Schwanken der Schultern, ging sie stets mit denselben ruhigen, auch in der Eile, wie jetzt, noch gleichmäßigen, festen, kühnen Schritten, welche mehr als alles die Gesundheit ihres Wesens bezeichneten.

Die steile Straße abwärts führten sie diese Schritte; dann verbarg ihren Kopf der hängende Zweig eines Baumes und gleich darauf ein Haus ihre Gestalt, die der dämmernde Schatten des Abends bereits verundeutlichte.

So lange seine Augen sie noch faßten, sah er ihr nach. Nicht eher ließ er los, was er leibhaftig mit den Sinnen zu fühlen noch vermochte.

Auch durch die Dunkelheit der Entfernung hindurch versuchte er noch ihr zu folgen.

Aber er war bereits lange allein.

Er sah nach der Zeit: halb acht Uhr.

Also noch nicht drei Stunden waren vergangen, seit er zuletzt auf diesem Plage gestanden hatte! —

Fast begann er irre zu werden an der Wirklichkeit seines Glückes.

War es nicht alles ein Traum?

Wie wunderbar: er stand als Mann wieder auf der Stätte seiner Kindheit. Vor Augenblicken hatte er sie wieder gesehen, nach Augenblicken sollte sie — und wahrscheinlich für immer — wieder hinter ihm liegen.

Kurze Augenblicke im langen Leben —: noch die Zeit eines Tages nicht war vergangen. War sie vorüber, so faßten ihn wieder die Hände seiner Welt.

Alles war wunderbar.

Nur einen Menschen vielleicht gab es in dieser Stadt der Kleinheit, der Selbstgefälligkeit, der Enge, nur einen einzigen wirklichen, eigenen, freien Menschen, mit dem er zusammen zu leben vermochte — und diesen einen Menschen hatte er gefunden! Seltsamer Zufall!

Hier gefunden — nicht in der Länge der Zeit, die auf kleinem Raume alle Menschen, die ihn bewohnen, einmal aneinander vorüber zu gehen zwingt, nein, durch den seltensten Zufall der Welt, an den Grenzen dieses

Raumes, in der Freiheit der Natur, in der stillsten Stunde, die Keiner ihnen störte. . . .

Er hatte erkannt, daß das meiste von dem, was die Menschen Glück nennen, sich erwerben läßt in Erfahrung und Ausdauer: Ruhe, Klarheit, Sicherheit und eine gewisse Unabhängigkeit.

Die großen Zufälligkeiten des Glückes waren ihm nie begegnet und wenig war, was er sich nicht hatte erzingen müssen in eigener Kraft. Daher fühlte er um so tiefer, wie ungeheuer groß der Zufall dieses Glückes war, das ihm hier entgegengetreten war, schimmernd, blendend aus dunklem Rahmen hervor, dicht vor ihn hin — —

Und eine wahnsinnige Seligkeit überkam ihn! . .

Die Dämmerung nahm zu und die Kühle mit ihr. Aus ihren Gärten kehrten die Bürger mit den Ihrigen heim — zum Nachtessen, danach zur Kneipe. Lichter flammten zu seinen Füßen auf. Ineinander zerrannen die Umrisse der Häuser und Straßen und scharf ragten nur noch die spitzen Türme der Kirchen, der alten und der neuen, empor. Am hellsten erstrahlten die Lichter drüben am anderen Bergeshang, wo der Bahnhof lag. Flimmernde Linien liefen von dort aus nach beiden Seiten und erloschen in den Nebentälern.

An den Enden des Tales aber lohten die mächtigen Brände der Hochöfen in das Dunkel empor, riesige Feuergarben, dort, wo eine Tag und Nacht nicht rastende Arbeit in siegreichem Ringen lag mit einer barmherzigen Natur und in fruchtlosem Kampfe mit unbarmherzigen, ererbten, allmächtigen, verschimmelten Vorrechten.

Ein Käzchen in weißem Fell schlich über den Weg. An einem Kinde, das auf der Bank vor einem der zerstreuten Häuser saß, wand es sich vorüber und dann mit schnellen Sprüngen an Grach.

Dieser sah das Kind. Er griff in die Tasche, gab ihm alles, was er an Geld erfaßte, hob es in die Höhe und küßte das Erschrockene auf den Mund, gleich als müsse er sie stillen, die Erwartung nach seinem Glück, die er nicht mehr ertrug.

Dann eilte er schnellen Schrittes und wie beflügelt die engen Pfade zwischen den Gärten hin und den Berg hinunter.

Da war er wieder, der große, totenstille Platz, jetzt eingehüllt in das Dunkel des Abends, da war sie wieder, die alte Kirche, an der er jetzt vorbeisritt und die er als Knabe so oft zu betreten gezwungen war, um tödliche Stunden der Langeweile auf ihren Bänken zu verbringen, da waren sie wieder, die alte Brücke von Stein und der alte Fluß.

Er stand lange über das Geländer gebeugt. Ein Gefühl von Versöhnung begann sich in sein Inneres zu schleichen.

Er haßte sie nicht mehr, diese Stadt; er haßte sie nicht mehr, diese Menschen.

Was waren sie ihm denn, daß er sie hassen sollte? Nichts.

Mochten sie leben und sterben, wie sie wollten, ihm war es gleich. Litten sie selbst nicht am meisten darunter, daß sie so dicht aufeinander saßen, einer in dem Genick des anderen, und sich so gegenseitig langsam zu Tode quälten?

Und warum sollte er ihnen nicht das harmlose Vergnügen der Selbstgefälligkeit gönnen? Mehr als ein Lachen war die Eitelkeit dieser aufgeblähten Kleinheit sicher nicht wert.

Sie hatte hier gelebt und gelitten, drei Jahre lang. Er schämte sich, wenn er seinen eigenen Unmut über den einen heutigen Tag verglich mit ihrer vornehmen, schwermütigen Ruhe und ihrem milden, starkem Ernst, der diese Menschen nicht ändern wollte, sondern sie gehen ließ, aber sie beiseite schob, wenn sie ihr lästig wurden.

Arme Stadt! lächelte er vor sich hin. Und er nahm ihr noch ihr kostbarstes Gut. . . .

Noch zwei Stunden. Immer noch zwei Stunden?

Er überschritt die Brücke und bog in die Hauptstraße ein. Dann betrat er eine große, öffentliche Wirtschaft und setzte sich still in eine Ecke.

Er bestellte sich zu essen. Aber als das Fleisch vor ihm stand, erlosch plötzlich der Hunger vor dem warmen Geruch und er schob es wieder von sich.

Innerlich war er dennoch aufs höchste erregt.

Er sah sich um. In seiner Nähe stand ein großer runder Stammtisch, der sich langsam zu besetzen begann. Mehr als ein Gesicht kam Gracy bekannt vor und plötzlich fiel es ihm ein: das waren ja — es war kein Zweifel mehr möglich — die „Schlitzdhrigen“, die größten Männer der Stadt, weise im Rat und vorsichtig in der Tat, die er da vor sich sah. Weshalb sie die „Schlitzdhrigen“ genannt wurden, wußte er nicht mehr und hatte es wohl auch früher nie gewußt, aber der Name tauchte wieder in ihm empor mit ganzer Deutlichkeit.

Und doch hatten sie sich verändert, die Zeiten: denn früher hatten diese Gewaltigen allabendlich im „Nähkörbchen“ verkehrt, und jetzt — welcher Unterschied — saßen sie hier im Rachen des „Krokodils“!

Innerlich lachte er heimlich und herzlich. Die Lustigkeit siegte in ihm. Jetzt konnte er essen, während er einzelne Worte auffing, die von dort zu ihm herüberflogen.

Man sprach über städtische Angelegenheiten. Natürlich. Grach wußte, über Politik zu sprechen war hier verpönt.

Plötzlich hörte er eine Stimme, die er kannte. Er sah scharfer hin. Kannte er dieses Gesicht? — Nein, es war nicht möglich.

Dieser philiströs ausschende Mann, der in kleinen, bedächtigen Zügen sein Bier trank und in kleinen, bedächtigen Zügen seine Zigarre rauchte, der so aussah, als ob er kein größeres Glück kenne, als hier zu sitzen und zuzuhören, dieser Mann mit den schweren Bewegungen und der zufriedenen Stimme, der offenbaren Hochachtung vor jedem dieser alten Böpfe, das war nimmermehr sein alter, lustiger, zu allen Dummheiten stets aufgelegter Fritz, der mit dem Gebrüll seiner Stimme so oft die Gasse erschütterte hatte in der spätesten aller späten Stunden! —

Grach rief die Kellnerin herbei und fragte leise.

— F—e, sagte sie, — das ist der Herr Stadtverordnete Beuer.

Da trank er schnell sein Bier aus, zahlte und verließ das Lokal. Er hatte plötzlich Angst bekommen, jener möge auch ihn wieder erkennen und anreden. Und das wäre für sie beide doch zu niederdrückend gewesen.

Er war in seinem Hotel gewesen, hatte seine Sachen gepackt und seine Rechnung bezahlt. Dann war er zum Bahnhof hinaufgestiegen und hatte zwei Billetts erster Klasse nach Paris gelöst. Er wußte, wann er extravagant sein durfte. Heute. Im Wartesaal hatte er von dem alten Zeitungsverkäufer, — er erkannte auch ihn wieder — einem alten Original, Fahrplan und Zeitungen gekauft.

Nun ging er auf dem Perron auf und ab mit großen und unregelmäßigen Schritten.

Er wußte sie würde kommen, denn sie hatte es gesagt. Eher ging die Welt unter, als daß sie ihr Wort nicht hielt.

Und dennoch quälte ihn die Unruhe, die Unruhe der Erwartung.

Noch war die zehnte Stunde lange nicht gekommen. Der große Zeiger auf der weißen Uhr hatte kaum die Sechszahl erreicht. Er wußte, daß sie auch nicht früher kommen würde, als sie gesagt; und doch kehrten seine unruhigen Blicke immer wieder zu der schwarzen gähnenden Öffnung des Aufstiegs zurück, aus der von Zeit zu Zeit Menschen emporstiegen: Beamte, Reisende, Kofferträger, ein buntes Durcheinander . . .

Der sommerliche Abend lag schwül unter dieser weiten Halle, die das Dröhnen der Züge und hundert Rufe durchtönten und erzittern machten. Ein und aus rasselten die Züge. Nur das Gleis für den Expreszug, der hier drei Minuten halten sollte, blieb frei. Die von den Rädern abgeschliffenen Schienen glänzten weiß.

Grach hatte alles vergessen, was er heute gesehen — außer ihr.

Nur an sie dachte er noch und an sein Glück.

Er nannte nicht viel sein eigen. Jeder seiner Jugendfreunde in dieser Stadt lebte sicher besser als er, und unter allen diesen Menschen hätte wohl nicht einer mit ihm getauscht.

Und doch war er ein seliger Mann. Denn er war ein freier Mann.

Niemand hatte ihm zu befehlen und niemandem hatte er zu gehorchen. Er konnte gehen und kommen wie er wollte. Die ganze Welt war sein.

Nicht zu hassen und nicht zu verspotten, nicht zu beneiden, nein, zu bemitleiden waren sie, die Menschen dort unten in der Stadt, die nur ein Glück und nur eine Zufriedenheit kannten: Geld, Geld, Geld zusammenscharren in mühseligem Erwerben, dem alle große Freude fehlte: die Freude des echten Genießens! . . .

Und er wandte sich ab von ihnen.

Mit jeder Minute, welche der zehnten Stunde nahte, wurde er ruhiger. Seine Schritte wurden langsamer.

Als der Zeiger auf der Uhr den erwarteten Punkt erreicht hatte, lehnte er sich mit verschränkten Armen an

einen Pfeiler und ließ keinen Blick mehr von der Treppe des Aufgangs.

Viele und verschiedene Menschen stiegen noch in den nächsten Minuten vor ihm empor und gingen an ihm vorüber. Wohl an die hundert. An keinem blieb sein Auge haften.

Dann aber sah er sie: langsam und sicher hob sich ihre hohe, stolze, jetzt in einen grauen Staubmantel gehüllte, geliebte Gestalt von Stufe zu Stufe.

Ihre Blicke waren gesenkt und noch bemerkte sie ihn nicht.

Er ging ihr entgegen.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Moderne Stoffe. Zwei Berliner Geschichten.	
Existenzen	11
Nur eine Kellnerin	79
Die Menschen der Ehe. Schilderungen aus der kleinen Stadt	193

Die „Modernen Stoffe“ erschienen zuerst 1888 Großenhain und Leipzig. Die Einzel-Ausgabe ist aufgehoben. — „Die Menschen der Ehe“ erschienen in erster Auflage 1892 in Berlin, in zweiter ebendort 1903. Während demnach in dieser Gesamt-Ausgabe das dritte Tausend vorliegt, erscheint gleichzeitig das vierte als Einzel-Ausgabe.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

1950
1951
1952
1953

LG
ML53

556420

Mackay, John Henry
Gesammelte Werke. 4. Bd.

DATE.

NAME OF BORROWER.

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

